AUSGABE NR. 2 www.gemeindebund-online.de 4. APRIL 2014

Die mündige Gemeinde

EINE PROTESTANTISCHE ZEITUNG

2 Lebendige Gemeinden
3 Toleranz der Bibel
4 Trauer um KdF[1]?
5 Wo ich gern bin
6 Kirchenaustritte
7 Einander helfen
8 Palmsonntag-Predigt
10 Gemeinschaft
10 Ökumene
11 Aufschrei
12 Reformprozess
12 Solidarpakt

„Kirche im Aufbruch“ auf dem falschen Gleis

Schafft es die EKBO-Synode[2], die Notbremse zu ziehen?

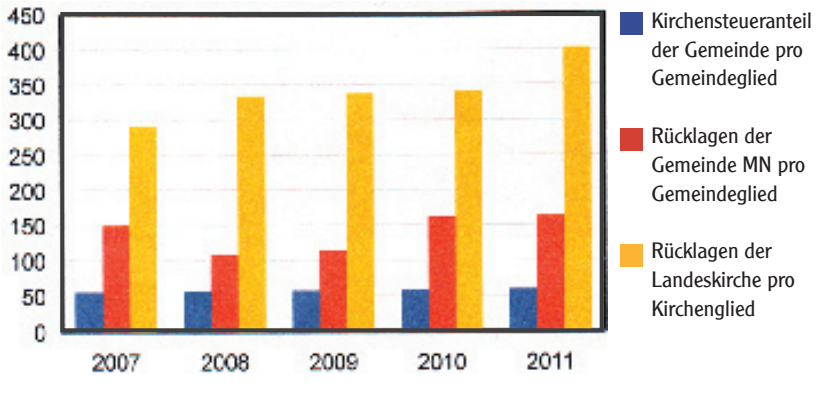
Der jetzt von der Kirchenleitung vorgelegte Entwurf zur Änderung des Verwaltungsämtergesetzes ist ein Beispiel für die weitere Entmündigung der Ortsgemeinden. Der Entwurf dient der Weiterentwicklung des „Rechts der Kirchlichen Verwaltungsämter“.
Sie sollen als Monopolbetriebe mit Anschluss- und Benutzungszwang eingerichtet werden. Die Mitfinanzierung über Gebühren soll künftig zwingend vorgesehen sein. Der Kirchenkreisverband soll das Recht erhalten, Satzungen zur Konkretisierung der Regelaufgaben und über die zu erhebenden Gebühren zu erlassen.
Dabei soll er sich an einem Gesetzesanhang orientieren, in dem wohl keine denkbare Verwaltungsaufgabe einer Kirchengemeinde ausgelassen ist. Berufliche und ehrenamtliche Mitarbeiter der Gemeinden und Kirchenkreise dürfen nur noch ausnahmsweise etwas davon erledigen. Der Reformprozess „Kirche im Aufbruch“ hat die Kirche auf das falsche Gleis gesetzt, das nicht der Freiheit oder dem Ehrenamt, sondern der bürokratischen Betreuungskirche entgegenführt.

G. Hoffmann

Nachlassverwaltung der Ressourcen?

Sie würden weniger werden, hört man überall. Ein Blick in die Vermögensübersichten der Gemeinden, Kirchenkreise und der Landeskirchen zeigt mancher- oder gar vielerorts gegenteilige Entwicklungen.
Die Kirchensteuereinnahmen zeigen seit Jahren eine deutlich steigende Tendenz. Das wirkt sich aus, ebenso wie die gesunkenen Personalkosten.
Im Tarifvertrag der EKBO ist kein Bewährungsaufstieg mehr vorgesehen. So erwartet die Steuerungsgruppe der Verwaltungsämterreform künftig sinkende Personalkosten, da sich die Mitarbeiterschaft insgesamt in den nächsten Jahren verjüngen wird.
Durch die Reform anfallende Mehrkosten können ausgeglichen werden.
Fallende Gehälter – begünstigen sie die Reformwilligkeit?

Rücklagen im Vergleich zu den jährlichen Kirchensteuereinnahmen einer Gemeinde pro Gemeindeglied in der EKBO (Angaben in Euro)



[1] Kirche der Freiheit; [2] Evangelische Kirche Berlin-Brandenburg – schlesische Oberlausitz

„Du schöner Lebensbaum des Paradieses, gütiger Jesus, Gotteslamm auf Erden. Du bist der wahre Retter unsres Lebens, unser Befreier… wandle uns von Grund auf…“
(EG 96, Text: D. Trautwein/V. Gyöngyösi 1974)

Gesunken sind allerdings die Zinseinnahmen. Von Kapitalerträgen möchte ich nicht reden, denn Kapital selbst ist kein Acker, auf dem etwas wächst. So wird in der Vermögensübersicht der EKBO 2008 eine Kursberichtigung von 10,89 Mio. Euro erwähnt.
Rechnet man die Zinseinnahmen dagegen, ergab es immer noch ein Minus von 4,49 Mio. Euro – eine Auswirkung der Finanzkrise?
2011 gab es „Wertschwankungen“ von 8,67 Mio. Euro. Verrechnet mit den Zinseinnahmen des Jahres blieb ein Vermögensverlust von 1,78 Mio. Euro zu verkraften.
Kapitalvermögen kann aber auch weniger werden, indem man es z. B. in energiesparende Baumaßnahmen einsetzt, wie das Beispiel der Kirchengemeinde zeigt.
Rücklagen in Höhe eines Jahreshaushalts sind akzeptabel.

K. Dang

Nur 13 % der Evangelischen assoziierte mit dem Begriff „Kirche“ Jesus.

„Fällt Ihnen eine Person ein, die Sie mit der evangelischen Kirche in Verbindung bringen?“ wurden 2000 evangelische Kirchenmitglieder sowie 1000 Konfessionslose in ganz Deutschland gefragt.

Von den Evangelischen nannten

30 % Luther
23 % ihre Pfarrer/-innen
13 % Jesus
10 % Margot Käßmann
8 % Joachim Gauck
10 % keine Person.

Bei den Konfessionslosen wussten sogar fast ein Drittel keine Person.
(Lesen Sie dazu auf Seite 32 der V. EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft 2014 im Internet: www.ekd.de/download/ekd_v_kmu2014.pdf)

Angedacht: Wäre es möglich, zu ignorieren, dass wir im Computerzeitalter leben und auf fast alles Digitale in der Kirche zu verzichten? Nicht auf das Telefon, auch nicht auf unsere Internetpräsenz, aber auf die Datenprogramme, die uns unsere Mitglieder ohne deren Zutun bekannt machen? Immer wieder hagelt es Beschwerden, weil die Daten nicht stimmen. Bei den kommunalen Meldebehörden und bei der Weiterverarbeitung mit EDV-Programmen könnten sich Fehler einschleichen, schrieb Generalsuperintendentin Ulrike Trautwein in einem Informationsbrief an die Pfarrer und Pfarrerinnen des Sprengels Berlin.
Könnten auch wir es wie andere Kirchen machen, die keine staatlich erstellten Mitgliederverzeichnisse haben, sondern darauf vertrauen, dass die Gemeindeglieder von selbst wieder kommen und sich auch genug von ihnen für den Erhalt ihrer Kirche engagieren? Wir würden die Taufbücher wie bisher weiter mit der Hand und dokumentenechter Tinte schreiben und nicht auf die digitale Erfassung umstellen (denn dazu sind die Gemeinden ab dem 1. Januar 2015 laut dem Melde-, Kirchenbuch- und Statistikgesetz der EKBO vom 26. Oktober 2013 verpflichtet). Statistische Erhebungen wären dann allerdings kaum noch möglich. Auch z.B. die Gottesdienstbesucher würden nicht mehr gezählt.
Schon vom König David wird im 2. Samuelbuch, Kapitel 24 erzählt, dass er mächtig Ärger mit Gott bekam weil er sein Volk zählen ließ. Ob Gemeinden tot oder lebendig sind, ist nicht an der Zahl ihrer statistischen (Mit)Glieder zu sehen. Wesentlich ist die Treue im Bekennen Gottes, die uneigennützige Hilfe und der Geist, der in der Gemeinde herrscht. Der persönliche Kontakt zu den Menschen wäre entscheidend und stände im Mittelpunkt der täglichen Arbeit. Datendiebe hätten es schwerer.
Mehr zudem, was in dieser Hinsicht heute möglich ist, können Sie auf Seite 11 dieser Zeitung nachlesen.

Die Redaktion

Gemeinde im Mittelpunkt

Neues aus der Nordkirche

Gemeinde im Aufwind

Bündnis zur Stärkung der Ortsgemeinden in der Nordkirche e.V.

gegründet am 21.10.2013

Hervorgegangen ist der Verein aus der „Initiative Ortsgemeinde“ in Dithmarschen, der sich mit gleichgesinnten Gemeinden der Nordkirche im „Freien Forum Ortsgemeinde“ zusammengeschlossen hatte, um sich gemeinsam den Herausforderungen der Ortsgemeinden zu stellen.

Die Ziele des Vereins sind:

- Stärkung der Selbstbestimmung und Selbstverwaltung in den Ortsgemeinden
- Installation einer starken Lobby für die Ortsgemeinden und deren Verantwortliche
- Wiederbelebung der ev.-luth. Kirche als eine von unten her aufgebaute Gemeindekirche
- Konsequent gelebtes Subsidiaritätsprinzip

Dieser Zweck wird insbesondere durch folgende Maßnahmen verwirklicht:

- Informationstreffen und Aufklärung der Öffentlichkeit über die Probleme der Ortsgemeinden
- Einsatz für eine ausreichende finanzielle Ausstattung der Ortsgemeinden
- Informationsaustausch und Beratung der Ortsgemeinden
- Anstoß einer theologischen und geistlichen Debatte über die Gestalt unserer Kirche
- Eingaben an kirchliche Gremien
- Gewinnung von Pastorinnen und Pastoren, die sich im Ruhestand befinden, zur Übernahme des pfarramtlichen Dienstes in Ortsgemeinden

Foto: Gemeinde im Aufwind e.V.
Die Gründungsmitglieder v.l.n.r.: Prof. Dr. K. Blaschke, Dr. Chr. Ottemann. F. Boysen, A. Schultz , K. Timm, A. Sinn – S. Jeute

Das Prinzip der Subsidiarität

"Subsidiarität" kommt von dem lateinischen Begriff "subsidium / subsidiarius" = Hilfeleistung oder Reservetruppen (die "zurückgestellt / zurückgehalten" werden bis zu dem Zeitpunkt, wo ihr Einsatz wirklich nötig ist); von dem Verbum "subsidere" = zurückbleiben, sitzenbleiben, zurückgestellt werden. Es geht nicht darum, dass die politischen Kommunen dem Gesamtstaat oder die Ortsgemeinden der Gesamtkirche "zu Hilfe eilen" sollen, sondern umgekehrt: Der Staat soll den Kommunen gegenüber bzw. die Kirche soll den Gemeinden gegenüber sich zurückhalten und ihnen nur in den Fällen „zu Hilfe eilen", in denen die Kommune bzw. Ortsgemeinde bestimmte Aufgaben nachweislich nicht selber erledigen kann.
Dieser Grundsatz der Subsidiarität wird also durch die Verfassung der Nordkirche ausdrücklich proklamiert. Auch im deutschen Grundgesetz und im EU-Recht wird dieser Grundsatz betont und wiederholt zugrunde gelegt. Von ihm aus müssten eigentlich alle Gesetze, Regelungen und Leitungspraktiken der Kirche immer wieder überprüft und korrigiert werden. Jede unnötige Zentralisierung oder Hierarchisierung ist - gemessen am Prinzip der Subsidiarität - verfassungswidrig und auch theologisch unhaltbar; siehe Barmen 1934: "Die hierarchische Gestaltung der Kirche widerspricht dem reformatorischen Bekenntnis."

Dr. Christian Ottemann

„Ideengeschichtlicher Hintergrund“

„Die Formulierung des Subsidiaritätsprinzips reicht in die Zeit unmittelbar nach der Reformation zurück und hat ihren Ursprung in der Konzeption des Gemeinwesens. Die Synode in Emden (Ostfriesland, 1571), welche über das entstehende neue Kirchenrecht zu befinden hatte, entschied in Abgrenzung zur bisher geltenden zentralistischen katholischen Kirchenlehre, dass Entscheidungen jeweils auf der niedrigst möglichen Ebene getroffen werden sollen“
http://de.wikipedia.org/wiki/Subsidiarit%C3%A4t - Zugriff am 18.03.2014

"Die Gemeinden ordnen ihre Angelegenheiten selbstständig. Den Synoden wird vorgelegt, was in der Gemeinde nicht hat entschieden werden können."

Kirchenverfassung §4, Abs. 4 der Reformierten Kirche

„Dieser Grundsatz aus der Kirchenverfassung geht zurück auf Beschlüsse der Emder Synode von 1571, ...
Das hieraus entstandene Ordnungsprinzip nennt sich **presbyterial-synodale** Struktur. Das heißt: Die Leitung liegt nicht bei Einzelpersonen, sondern bei auf Zeit gewählten Gremien.“
(http://reformiert.de/presbyterial-synodale-ordnung.html- Zugriff am 25.3.2014)

Prof. Dr. Klaus Blaschke, einer der führenden Kirchenjuristen in Deutschland, hat eine kleine Schrift verfasst: "Das neue Recht für Kirchengemeinden in der Nordkirche" (Kiel 2012).

Darin kommentiert er u. a. den Artikel 5(2) der Verfassung der Nordkirche zum Selbstbestimmungsrecht „ Für die Erfüllung des kirchlichen Auftrages gelten die Grundsätze der Subsidiarität und Solidarität" „Subsidiarität: sozialphilosophischer Grundsatz, dass eine größere Einheit (z. B. Kirchenkreis, Region, Kirchengemeindeverband) nur dann zur Erfüllung kirchlicher Aufgaben oder Funktionen herangezogen werden soll, wenn diese von der Kirchengemeinde nicht erfüllt werden können."

Ebd., Seite 13f. Fußnote

Zum Untergang der Kirchengemeinde Manker-Temnitztal

Kirchengericht: Wahlen zum Ortskirchenrat müssen wiederholt werden

Die Kirchengemeinde Manker-Temnitztal im Reformkirchenkreis Wittstock-Ruppin existierte seit Beginn der modellhaften Umgestaltung des Kirchenkreises nur noch als Untergliederung der Gesamtkirchengemeinde Temnitz. Wegen des für sie nicht akzeptablen Umgangs mit ihrem langjährigen Gemeindepfarrer und wegen der daraus resultierenden Verletzungen vieler Gemeindeglieder erhob sie beim zuständigen Kirchengericht eine Klage auf Wiederneubildung als selbstständige Kirchengemeinde. Nachdem das Kirchengericht die Klage zurückgewiesen hatte, weil der Kirchengemeinde Manker-Temnitztal nicht das Recht zustehe, ihre Wiederneubildung zu verlangen, legte sie Revision ein. Der Kirchengerichtshof der EKD wies mit Beschluss vom 27. Januar 2014 die Revision zurück. Er betonte dabei, dass das kirchliche Recht einer Gemeinde in einem nur geistlichen Verständnis keine Verfahrensrechte einräume. Seit dem 1. September 2013 seien zwar für die Gesamtkirchengemeinde Temnitz das Gesamtkirchengemeindegesetz und eine Gemeindesatzung anwendbar, wonach ein sogenannter Ortskirchenrat bestehe. Ein Ortskirchenrat habe aber weder das Recht, die Neubildung der Ortskirche als selbstständige Kirchengemeinde zu verlangen, noch tue dies der 2013 gewählte Ortskirchenrat tatsächlich.

Die Wahlen zum Ortskirchenrat Manker-Temnitztal müssen allerdings nach einer inzwischen ergangenen Entscheidung des Kirchengerichts wiederholt werden, da bei den Ältestenwahlen 2013 nicht die Mindestzahl von vier zu wählenden Ältesten eingehalten wurde. Die entsprechende Vorschrift der Grundordnung gilt nach Auffassung des Gerichts auch für Ortskirchenräte nach dem neuen Gesamtkirchengemeindegesetz. Der neue Wahltermin steht noch nicht fest. Der Christliche Verein Manker-Temnitztal hat in seinem Newsletter die Ansicht vertreten, dass der Grund für die Unterschreitung der Mindestzahl bei den Ortskirchenratswahlen darin lag, dass ansonsten die Ortskirche hätte aufgelöst werden müssen, weil erhebliche Schwierigkeiten bestanden, überhaupt Kandidaten für die Ältestenwahl zu finden, denn die bisherigen Erfahrungen hatten überaus ernüchternd gewirkt. Es wäre aber einer moralischen Kapitulation des Reformkirchenkreises gleichgekommen, hätte er zugeben müssen, dass die Ortskirche Manker-Temnitztal aufgrund seines Verhaltens, das dem Erhalt der Reformstrukturen Vorrang vor der Zufriedenheit der Menschen einräumt, nunmehr am Ende ist und aufgelöst werden muss.

Berlin den 25. März 2014
Georg Hoffmann

Worte

Die Ortsgemeinde ist die Hoffnung der Welt.
Nein, Tatsache ist,
dass Gott hier nicht mehr wohnt.
Ich glaube nicht,
dass Freude möglich ist,
dass es sich in Gemeinschaft besser lebt,
dass wir einander radikal lieben sollen.
Die Wahrheit ist,
dass die Gemeinde kurz vor dem Aus steht.
Ich weigere mich zu glauben,
dass wir Teil von etwas sind, das über uns selbst hinaus reicht
und
dass wir verändert wurden, um zu verändern.
Es ist doch ganz klar,
dass Armut zu übermächtig ist
dass Rassismus nicht zu überwinden ist,
dass das Böse niemals zu besiegen sein wird.
Ich kann unmöglich glauben,
dass Dinge sich in der Zukunft zum Besseren wenden.
Es wird sich herausstellen,
das Gott nicht helfen kann.
Und du liegst falsch, wenn du glaubst,
Gott kann.
Ich bin davon überzeugt:
Man kann Dinge nicht verändern.
Es wäre eine Lüge, würde ich sagen:
Gott kümmert sich!

Und jetzt bitte von unten nach oben lesen!

(Aus einem Brief der Landeskirchlichen *Gemeinschaft Parchim)*

Zukunftsforum 2014 für die Mittlere Ebene vom 15. bis 17. Mai 2014 in Wuppertal und im Ruhrgebiet

Der Leitgedanke für die Schlussveranstaltung am Samstag ist: "Transformation kann gelingen, wenn die Kirche sich selbstbewusst für Fremdes öffnet."
so die Mitteilung von der 10. Sitzung der Steuerungsgruppe des Reformprozesses vom 5.12.2013.

http://www.kirche-im-aufbruch.ekd.de/25218.html
Zugriff am 18.3.2014

Nicht für Fremde, sondern für die Kirche Jesu Christi Fremdes, sollen die Superintendenten und je ein Laie aus allen Kirchenkreisen/ Dekanaten aus ganz Deutschland motiviert werden.

Durch Gebühren, Kosten- und Mindestbeiträge sind künftig die Kirchengemeinden in der EKBO der Verwaltung hilflos ausgeliefert, wenn die Frühjahrssynode der Vorlage 16 der Kirchenleitung zustimmt.

Die "Optimierung der finanziellen Grundlagen" der EKB0 wird das "professionelle Image der Kirche" stärken, heißt es im Projektbericht "Leistungsbeschreibung und Finanzierung der Kirchlichen Verwaltungsämter" vom 14.12.2012. Ohne neue Gesetzesänderungen von Synoden sollen dann Kirchengemeinden zur Ader gelassen werden können. Die Herbstsynode 2013 hatte eine Erhöhung der Verwaltungskosten abgelehnt und "nur" einen 1,5 Mio. -Fonds für die Modernisierung der Verwaltung genehmigt. Nun geht es um weit mehr. Zwar sind regionale Unterschiede dann möglich, aber die Macht liegt in den Händen einiger weniger: bei den 1-Personen-Vorständen (§5a (1)). Nur in besonderen Fällen wird dieser aus mehreren Personen bestehen, „die zugleich berufliche Mitarbeiterin oder beruflicher Mitarbeiter des Kirchenkreisverbandes sind". Der Vorstand soll im Einvernehmen mit dem Konsistorium vom Verwaltungsrat berufen werden. In diesem wiederum sind von jedem Kirchenkreis nur zwei Vertreter, davon einer der bzw. die Superintendent/in. Seit langem ist von der Reduzierung der bisherigen Zahl der Verwaltungsämter die Rede. Für wie viele Kirchenkreise werden sie demnächst zuständig sein? Wie vielen Personen gegenüber wird der 1-Personen-Vorstand also verantwortlich sein?

K. Dang

Thema der Woche: Die Bibel – ein Werk der Toleranz

Am Beispiel der Noah-Geschichte im 1. Buch Mose, Kapitel 7 und 8 von Katharina Dang

Die Noah Geschichte liest sich im Original mühsam. Sie enthält viele Dopplungen. Aber genau das ist an ihr so spannend, denn zwei Menschen fallen sich hier immer wieder ins Wort und widersprechen sich:

In den Einzelheiten, den Zahlen, sind die beiden sich nicht einig. Für den ersten regnet es 40 Tage und für den zweiten Erzähler 150 Tage. Keiner von beiden lässt sich beirren, sondern beide bleiben bei Ihrer Version und betonen sie um so mehr. Der zweite (rote) fügt sogar noch eine Tages und Monatsangaben dazu. Das Wasser trocknet vom 17.7. bis zum 1.10. - nur das Jahr nennt er nicht. Der andere (grünen) nennt insgesamt dreimal die vierzig. Dann folgen für ihn dreimal sieben Tage. 40 Tage regnet es für ihn, 40 Tage trocknet die Erde wieder ab. Noah wartet noch 21 Tage (3 x 7) bis er die Arche verlässt. das macht zusammen 101 Tage.

Für den zweiten (roten Erzähler) dauert das Geschehen mehr als ein Jahr, vom 17.2. bis zum 27.2. des Folgejahres.

Auch über die Anzahl der mitgenommenen Tiere können sich die beiden nicht einigen. Der erstere unterscheidet zwischen reinen und unreinen Tiere, wobei Nah von den reinen Sieben mitnimmt. So ist es ihm auch möglich, am Ende Gott von den reinen Tieren Opfer darzubringen.

Der Erzähler des roten Textes dagegen hat sich bis in unsere Tage mit seiner Version durchgesetzt. Noah nimmt von jeder Tierart zwei mit, ein Männchen und ein Weibchen. Im übrigen folgen die meisten Nacherzählungen dem ersten Erzähler. Vor allem ist uns die Taube wichtig. Dass Noah dagegen vorher einen Raben fliegen ließ, wird in der Regel verschwiegen.

Die Taube wurde durch die Geschichte von der Taufe Jesu zum Symbol des Heiligen Geistes.

Unser Gemeindebund in der EKBO hat das Symbol der Taube als Logo gewählt.

Weitere Erklärungen in der rechten Spalte →

Dann sprach der Herr zu Noah: »Geh mit deiner ganzen Familie in das Schiff, denn unter allen Menschen auf der Erde bist du in meinen Augen der einzige, der gerecht ist. Nimm von allen reinen Tieren **je sieben Paare** mit, von den unreinen aber nur je ein Paar. Wähle dann je sieben Paare von jeder Vogelart. Jedes Paar soll aus einem Männchen und einem Weibchen bestehen, sodass jede Tierart die Flut überlebt. **Noch eine Woche, dann werde ich es 40 Tage und 40 Nächte lang auf der Erde regnen lassen.** Ich werde alle Lebewesen, die ich geschaffen habe, vernichten.« Noah führte alles genauso aus, wie der Herr es ihm befohlen hatte.**Er war 600 Jahre alt, als die Flut über die Erde kam.** Und er ging mit seiner Frau, seinen Söhnen und deren Frauen an Bord des Schiffs, um sich vor der Flut in Sicherheit zu bringen. Die reinen und die unreinen Tiere, die Vögel und die Kriechtiere gingen paarweise zu Noah in das Schiff hinein, so wie Gott es Noah befohlen hatte.

Foto: Dang

Eine Woche später kam die Flut und bedeckte die Erde. **Als Noah 600 Jahre alt war, am 17. Tag des zweiten Monats**, ***brachen die unterirdischen Wasserquellen auf und die Schleusen des Himmels öffneten sich***. **40 Tage und 40 Nächte goss es in Strömen.** Doch gerade an diesem Tag war Noah mit seiner Frau und seinen Söhnen Sem, Ham und Jafet sowie deren Frauen an Bord des Schiffs gegangen. Mit ihnen im Schiff waren **Tiere aller Art** - zahme und wilde, große und kleine - dazu alle Arten von Vögeln und Kriechtieren. **Je zwei und zwei** waren sie zu Noah in das Schiff gekommen, ein Männchen und ein Weibchen, so wie Gott es befohlen hatte. Dann schloss der Herr die Tür hinter ihnen zu. **40 Tage lang regnete es in Strömen, die Flut bedeckte den Erdboden und hob das Schiff vom Boden ab. Das Wasser stieg hoch und höher, und das Schiff schwamm auf der Wasseroberfläche**. Das Wasser stieg unaufhaltsam weiter. Zuletzt überflutete das Wasser sogar die höchsten Berge der Erde. Es stand 15 Ellen über den höchsten Berggipfeln. Alle Lebewesen auf der Erde ertranken - alle Vögel, alle zahmen und wilden Tiere, die Kriechtiere und alle Menschen. Alles, was atmete und auf dem Festland lebte, starb. **So ließ Gott alle Menschen und Tiere umkommen und vernichtete alles Leben auf der Erde.** Allein Noah blieb am Leben und jene, die mit ihm im Schiff waren. Und **das Wasser stieg 150 Tage lang an**.

Da gedachte Gott an Noah und an alles wilde Getier und an alles Vieh, das mit ihm in der Arche war, und ließ Wind auf Erden kommen und die Wasser fielen. Und **die Brunnen der Tiefe wurden verstopft samt den Fenstern des Himmels,** und dem Regen vom Himmel wurde gewehrt. Da verliefen sich **die Wasser von der Erde und nahmen ab nach hundertundfünfzig Tagen.** Am siebzehnten Tag des siebenten Monats ließ sich die Arche nieder auf das Gebirge Ararat. Es nahmen aber die Wasser immer mehr ab bis auf den zehnten Monat. Am ersten Tage des zehnten Monats sahen die Spitzen der Berge hervor. **Nach vierzig Tagen** tat Noah an der Arche das Fenster auf, das er gemacht hatte, und ließ **einen Raben** ausfliegen; der flog immer hin und her, bis die Wasser vertrockneten auf Erden. Danach ließ er **eine Taube** ausfliegen, um zu erfahren, ob die Wasser sich verlaufen hätten auf Erden. Da aber die Taube nichts fand, wo ihr Fuß ruhen konnte, kam sie wieder zu ihm in die Arche; denn noch war Wasser auf dem ganzen Erdboden. Da tat er die Hand heraus und nahm sie zu sich in die Arche. Da harrte er n**och weitere sieben Tage** und ließ abermals eine Taube fliegen aus der Arche. Die kam zu ihm um die Abendzeit, und siehe, ein Ölblatt hatte sie abgebrochen und trug's in ihrem Schnabel. Da merkte Noah, dass die Wasser sich verlaufen hätten auf Erden. Aber er harrte **noch weitere sieben Tage** und ließ eine Taube ausfliegen; die kam nicht wieder zu ihm. **Im sechshundertundersten Lebensjahr Noahs** am ersten Tage des ersten Monats waren die Wasser vertrocknet auf Erden. Da tat Noah das Dach von der Arche und sah, dass der Erdboden trocken war. Und **am siebenundzwanzigsten Tage des zweiten Monats war die Erde ganz trocken.** Da redete Gott mit Noah und sprach: Geh aus der Arche, du und deine Frau, deine Söhne und die Frauen deiner Söhne mit dir. Alles Getier, das bei dir ist, von allem Fleisch, an Vögeln, an Vieh und allem Gewürm, das auf Erden kriecht, das gehe heraus mit dir, dass sie sich regen auf Erden und fruchtbar seien und sich mehren auf Erden. So ging Noah heraus mit seinen Söhnen und mit seiner Frau und den Frauen seiner Söhne, dazu alle wilden Tiere, alles Vieh, alle Vögel und alles Gewürm, das auf Erden kriecht; das ging aus der Arche, ein jedes mit seinesgleichen. **Noah aber baute dem HERRN einen Altar und nahm von allem reinen Vieh und von allen reinen Vögeln und opferte Brandopfer auf dem Altar.** Und der HERR roch den lieblichen Geruch und sprach in seinem Herzen: Ich will hinfort nicht mehr die Erde verfluchen um der Menschen willen; denn das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf. Und ich will hinfort nicht mehr schlagen alles, was da lebt, wie ich getan habe. Solange die Erde steht, soll nicht aufhören Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht.

(1. Mose 7-8, Rev. Lutherübersetzung von 1984, (c) Deutsche Bibelgesellschaft)

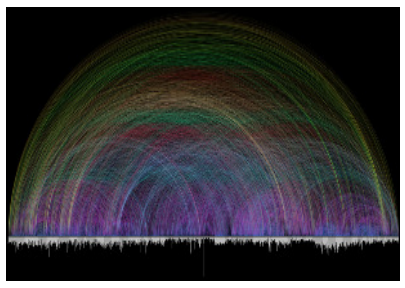
Uneinig sind sich die beiden Erzähler auch darin, wie die Flut sich ereignet. Für den ersten regnet es einfach – ununterbrochen Tag und Nacht 40 Tage lang. Das reicht, um alles zu überschwemmen.

Der zweite Dichter geht von einem Weltbild aus, bei dem eine festes Gewölbe wie eine Käseglocke das Wasser oben am Himmel von der Erde fernhält. Die Erde ist eine Scheibe, die auf dem Wasser schwimmt, also von Wasser umgeben ist. Auch in der Tiefe unter ihr ist Wasser, das Grundwasser. All dieses Wasser strömt auf einmal wieder hervor, von oben ein Wolkenbruch, von unten steigt das Grundwasser empor.

Für den zweiten Erzähler ist die Familie des Noah wichtig. Er nennt die Namen seiner drei Söhne und zeichnet Noah durch ein hohes Alter aus. Es interessiert ihn nicht, dass der andere gerade vorher im Kapitel 6 erzählt hatte, dass Gott das Alter der Menschen auf 120 Jahre beschränkte.

Trotz aller späteren Bemühungen aus diesem Text eine Geschichte zu machen, ist er uns in dieser Version über die Jahrtausende überliefert worden. Ähnliche Toleranz sehen wir bei der doppelten Überlieferung der Geschichte Israels und Judas in den Königsbüchern und der Chronik, der Wiederholung des 2. bis 4. Buch Mose im 5. Buch Mose, auch an der parallelen Überlieferung der vier Evangelien und an den Ungereimtheiten beim Vergleich der Apostelgeschichte mit den Briefen des Paulus, um nur die wichtigsten Beispiele zu nennen.

Die Bibel ist ein Buch der Toleranz. Gegensätzliche Meinungen, Einzelheiten, Bewertungen... sind möglich, weil sie im Innern durch einen Geist mit einander verbunden sind. Der Geist aber weist uns auf das für uns Wesentliche.



Chris Harrison und Christoph Römhild haben die geistigen Verbindungen zwischen den einzelnen Büchern und Kapiteln der Bibel sichtbar gemacht.
http://www.chrisharrison.net/index.php/Visualizations/BibleViz- Zugriff am 24.2.2014

Abschied von „Kirche der Freiheit“ (KdF), dem Impulspapier der EKD?

Trauer um die vergeudete Kraft und Zeit seit 2006?

Der Vizepräsident der EKD Thies Gundlach auf der Tagung der Evangelischen Akademie Berlin zur Bilanz von 10 Jahren EKBO „Wie Fusion stark macht“ am 1. März 2014:

Er wolle nicht der letzte der Mohikaner sein, der zu dieser Schrift stehe.
Seinem Vortrag gab er die Überschrift: „Als Fusionen noch geholfen haben“.

Was ist seit Mai letzten Jahres passiert? In der 1. Ausgabe unserer Zeitung berichteten wir über den Vortrag Gundlachs auf einer Tagung in Greifswald, in der er die nächsten 40 Jahre als eine Zeit der Wüstenwanderung beschrieb. Als er dieses Mal danach gefragt wurde, wollte er von der Wüstenwanderung nicht mehr sprechen, sondern lieber über das gelobte Land.

Foto: Presseabt. der EKD

Thies Gundlach, Vizepräsident der EKD in Hannover, Leiter der Abteilung „Kirchliche Handlungsfelder“

Eine erneute Mitgliedschaftsstudie, vorgestellt am 6. März von der EKD, ergäbe, dass allein die Gemeindepfarrerinnen und -pfarrer einem weiteren Kreis von Gemeindegliedern und Außenstehenden namentlich bekannt seien. Bei den gemeindlichen Mitarbeitern sähe dies schon anders aus, erst recht wüsste niemand, was ein Kirchenkreis sei. Somit schien mir die Schlussfolgerung nahe zu liegen, dass die Verlagerung möglichst vieler Kompetenzen auf den Kirchenkreis, also die Stärkung der mittleren Ebene der verkehrte Weg war wenn es darum gehen sollte, wahrgenommen zu werden.
Gundlach betonte, dass in „Kirche der Freiheit“ die Gemeinde als Basis der Kirche und der Kirchenkreis als Dienstleistungsebene verstanden wurden. Möchte er deshalb nun Abschied von diesem Papier nehmen?
Fusionen dienen dem Rückbau und Rückbau sei weiterhin nötig, so Gundlach, denn bei der Arbeitsverdichtung sei man an ein Ende gelangt. Die Zahl der Erschöpften nehme zu, nicht nur unter der älteren Generation, sondern auch in der jüngeren und unter den Ehrenamtlichen.
Nicht die Finanzierbarkeit sei der Grund, denn um die Finanzen stehe es ja nicht so schlecht. Inhaltlich könne man das große Gewand nicht mehr füllen.
Fusionen würden gebraucht, um wieder Theologie treiben zu können. Das Reformationsjubiläum biete dazu eine günstige Gelegenheit.
Auch die Klöster seien künftig wichtig. Um Menschen zur Kirche zurück zu gewinnen, würden wir größere Einheiten als die Gemeinden benötigen, um viele verschiedene Angebote machen zu können.

Fehler wurden in den letzten 10 bis 15 Jahren begangen.

Statt sich auf die Innovativen und Frühüberzeugten vom Reformprozess zu konzentrieren, habe man sich zu sehr um die Nachzügler bemüht.

Die 1994 in Hamburg gegründete Unternehmensberatung **Litschke Consulting** habe Kirchenkreisfusionen evaluiert, damit die kirchliche Organisation nach den gemachten Erfahrungen künftig effizient und „schlagkräftig“ „aufgestellt“ werden könne.

Klar sei, die Fusionen auf Kirchenkreis und Gemeindeebene haben zu einem Rückgang der Zahl der Ehrenamtlichen geführt.

Kosten, die durch Schließung von Gemeindebüros eingespart wurden, seien neu durch erhöhte Fahrtkosten entstanden. Gespart wurde durch die Fusionen nicht.

Problematisch seien die Zielvorgaben bei Fusionen gewesen. Sie waren oft rein organisatorisch: „Die Finanzen sollen besser aufgestellt werden.“ Ziele würden sich oft nicht einhalten lassen. Das heißt also: sie wurden nicht erreicht.

Ohne einen organisatorischen und finanziellen Druck bewege sich gar nichts.

Die missionarischen Anstrengungen der letzten 10 bis 15 Jahre seien nach Einschätzung von Prof. M. Herbst, Greifswald, bei uns selbst steckengeblieben.

Dagmar Reim, Intendantin des rbb wurde in der Diskussion danach gefragt, ob es für den Fusionsprozess von SFB und ORB externe Berater gegeben habe. Sie antwortete: Sie komme vom NDR aus Hamburg und sei dort in dieser Hinsicht traumatisiert worden. Zuerst würden die Mitarbeiter von den Externen ausgequetscht wie eine Zitrone und dann das Ergebnis dem Chef für viel Geld verkauft.
Von den ihr anvertrauten Mitteln habe sie nicht einen Cent dafür ausgeben wollen, sondern die Fusion aus eigener Kraft gestaltet.
Wichtig waren ihr:

- das Prinzip der absoluten Ehrlichkeit gegenüber den Mitarbeitern,
- nichts schön zu reden
- und die jeweiligen Traditionen der Fusionspartner zu achten und wertzuschätzen.

Hilfreich sei es gewesen, gemischte Teams zu bilden und Umzüge, also Neuanfänge. Auch habe sie nie danach gefragt, woher jemand komme, sondern was er könne.

Bischof Dr. M. Dröge betonte in seinem Beitrag die Freiwilligkeit von Fusionen in der Landeskirche.
Im Unterschied zur Pfalz und zur Rheinländischen Kirche habe man es den Gemeinden nicht zur Pflicht gemacht, eine Konzeption zu entwickeln. Wichtig sei, dass sich die Gemeinden in Netzwerke einbringen und mindestens eine „Kontaktfläche“ zu nichtkirchlichen Trägern haben.

Mein Resümee:

Weiterhin wird Kirche von oben nach unten gedacht, statt von der Basis der Gemeinde und den Menschen vor Ort her.
Der Hinweis auf das andere Gemeindeverständnis von „Kirche der Freiheit“ und auf die Ergebnisse der V. Mitgliedschaftsstudie der EKD bewirkten keine Änderung des Blicks auf Kirche bei Th. Gundlach.
So schmort „Kirche“ weiterhin im eigenen Saft. Trotz der im weiteren Verlauf der Tagung von Manfred Stolpe und der Intendantin des rbb Dagmar Reim gewährten Blicke in die Gesellschaft, zeigte der Vizepräsident der EKD nur zwei Kontaktflächen zur Gesellschaft außerhalb von Kirche: die oben genannte Unternehmensberatung und in seiner Sprache. Immer wieder tauchten Wörter auf, die in dem auf Seite 11 dieser Zeitung vorgestellten „Wörterbuch des technokratischen Unmenschen“ besprochen werden, bis hin zu „sexy“.
Vermisst wurde von den Teilnehmern der Tagung ein geistlicher Beginn durch den begrüßenden Akademie-“Studienleiter für demokratische Kultur und Kirche im ländlichen Raum“ Heinz-Joachim Lohmann. Am Ende des Tages dagegen hatte er einen Segenswunsch für die Abreisenden auf den Lippen. Ein Lied, ein Gebet oder gar eine Andacht. hätten angesichts der Wichtigkeit des Themas gut getan. Muss die Struktur unserer Kirche kleiner werden, damit überlastete Theologen in leitender Verantwortung in Zukunft wieder Zeit haben, dies vorzubereiten?

Katharina Dang

Auf seiner Sitzung am 3. März 2014 zog der Vorstand des „Gemeindebundes in der EKBO“ Schlussfolgerungen aus dieser neuen Wertung von „Kirche der Freiheit“ und des Reformprozesses in der EKBO

Im Hinblick auf die folgenden Standpunkte und Forderungen wurde Einigkeit erzielt:

1. Wir bleiben dabei, dass die Ortsgemeinde die Basis unserer Kirche ist, das heißt, die Menschen, die sich an einem Ort regelmäßig zum Hören auf Gottes Wort und zur Feier der Sakramente versammeln und sich gemeinsam bemühen, Jesu Nachfolger zu sein.

2. Wir fordern den Stopp der Verschwendung kirchlicher Steuergelder und Spenden durch den weiteren Ausbau der digitalen Erfassung von Gemeindegliedern nach dem auf der Herbstsynode 2013 für die EKBO beschlossenen Gesetz über das Melde-, Kirchenbuch und Statistikwesen in der EKBO (MKSG).

Wir ermuntern die Gemeinden, auch weiterhin Taufen, Konfirmationen, Trauungen und Beerdigungen handschriftlich in Büchern zu erfassen und damit zu verdeutlichen, dass unsere Namen durch die Taufe im Himmel im Buch des Lebens stehen.

3. Wir fordern den Stopp der Bilanzierung des Vermögens der Gemeinden an Grundstücken, Immobilien und Inventar und die Wiedereinführung der Kameralistik als Form der Buchhaltung. Gemeindekirchenräte sind erwachsen genug, um es für ihre Gemeinden einschätzen zu können, welche Gebäude gebraucht und deshalb erhalten werden müssen. Sie sind erfinderisch, um nötige Finanzierungsquellen zu erschließen, wenn die eigenen Mittel nicht reichen.

4. Wir warnen die Gemeinden dringend davor, ihre Selbständigkeit aufzugeben, um die hohen Ansprüche und Vorgaben der Landessynode im Blick auf die Verwaltung erfüllen zu können. Jede Gemeinde hat das Recht, Anträge an die Landessynode zu stellen. Die zur Zeit oder ab 2015 geltenden Kirchengesetze können genauso gut auch wieder von der Synode außer Kraft gesetzt oder geändert werden, wie sie in den letzten Jahren von ihr beschlossen wurden.

5. Wir fordern für Ortskirchengemeinden, die nach dem Kirchengesetz über die Gesamtkirchengemeinden (GKGG vom 17. 11. 2012) gegründet wurden, die kirchenrechtliche Möglichkeit, wieder Körperschaften öffentlichen Rechts zu werden, wenn dies die Gemeindeglieder vor Ort in ihrer Mehrheit wünschen. Nur durch solche Urabstimmungen vor Ort kann Frieden in den Gemeinden einziehen, die durch das Reformmodell in Wittstock-Ruppin ihre Selbständigkeit verloren haben.

6. Wir fordern die Rehabilitierung der durch Disziplinarverfahren aus ihrem Amt, ihren Gemeinden oder gar in den Wartestand versetzten Pfarrer und und Gemeindepädagogen.

Der Verein „D.A.V.I.D gegen Mobbing in der evangelischen Kirche e.V.“ (www.david-gegen-mobbing.de) begleitet Deutschland weit Betroffene und hat diese Fälle dokumentiert. Wir erwarten die Rehabilitierung unseres Vorstandsmitglieds Stephan Scheidacker.

7. Wir erwarten, das die Kirchenkreise und die kirchlichen Verwaltungsämter wieder subsidäre Dienstleister der Gemeinden werden. Gemeinden müssen ein Recht haben, sich andere entsprechende Dienstleister zu suchen, wenn die Verwaltung in ihrem Kirchenkreis zu teuer für sie, zu bürokratisch und darum nicht hilfreich, sondern belastend ist.

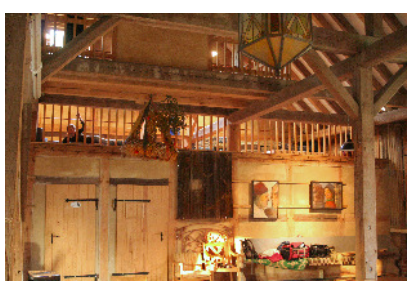
8. **Führung muss wieder durch das Studium der Heiligen Schrift, im gemeinsamen Gespräch darüber und über die aktuellen Probleme von den Gemeindekirchenräten, den Konventen und den Synoden ausgehen.** Wenn unsere Kirche so wieder vom Kopf auf die Füße gestellt wird, dann kann auch auf die Ausbildung von Pfarrern in der „Führungsakademie für Kirche und Diakonie“ im Berliner Dom verzichtet werden.

Der Vorstand des „Gemeindebundes in der EKBO“

Wo ich gern bin: Die Gemeindescheune in Greiffenberg

Bitte, bitte! Sehen Sie mir doch nach, dass ich sogleich das Ende vorwegnehme: mit der sanierten Fachwerkscheune ist uns viel mehr gelungen, als wir damals zu wagen meinten! Dieses Ergebnis hat sich ohne viel Worte und eher still in das Projekt eingetragen: jeder fühlt sich hier wohl. Ob man da zu zweit sitzt oder mit einer Gruppe von zwanzig oder mit großer Versammlung bis zu zweihundert Menschen.

Ja, der Mensch braucht seinen Raum. Das ist die erste große Erkenntnis. Das andere: jeder will hier dabei sein, ob bei Konzerten oder Kaffeetafeln, Tanz oder Auktion, Kino oder bei privaten Feiern. Die Leute in der Gemeinde sind durch den verfügbaren Raum zu freier Kommunikation selbständiger geworden und organisieren Veranstaltungen nach ihrem Bedarf.



Was hätte denn auch werden sollen? Keiner wusste wirklich Rat. 1854 gebaut, fand ich die alte Pfarrscheune im Jahre 1987 weitgehend als Ruine vor. Und auch ein Abriss wäre nicht zum Nulltarif zu haben gewesen. Der ist ja schon bald wie eine halbe Investition.
Eines Tages im Frühlingsmonat April hob sich aus unerfindlichem Grunde das große Scheunentor aus den Angeln und fiel auf unsere damals achtjährige Tochter, die sich davor in ihr Spiel vertieft aufgehalten hatte. Ich sehe das wie in einem Albtraum gerade wie ich in der hofseitigen Ausgangstür des Pfarrhauses stehe und laufe so schnell ich kann hinzu. Es war Gott sei Dank glimpflich ausgegangen. Aber mein Entschluss war damit auch fest und klar. Und der Gemeindekirchenrat ließ sich insoweit darauf ein mir freie Hand zu geben, um nach Investitionsmitteln zu suchen, denn die müssten ja erst einmal beschafft sein und dann könne man immer noch entscheiden.
Als erstes veranstalteten wir 1994 eine Auktion über allen möglichen Hausrat, Werkzeuge, Kunst und Kunstgewerbe, allerlei Trödel und auch wirkliche Antiquitäten mit Markenporzellan und wertvollen Münzen. Es kamen gegen alle Erwartung viele gutgelaunte und freigiebige Menschen, auch aus der weiteren Umgebung.
An diesem Tag konnten wir mit den Spenden insgesamt 6000 DM einnehmen. Das war ein ganz fulminanter Anfang! „Bürgerschaftliches Engagement“ hieß dann das Förderprogramm der hilfreichen Bosch-Stiftung, die uns ein starkes Signal zum Beginn der nötigen Arbeiten gab.
Darauf hin kam 1997 durch das Biosphärenreservat Schorfheide-Chorin ein internationales studentisches Sommercamp zustande. Was war das für ein Erlebnis gemeinsam zu arbeiten und zu feiern! Der Westgiebel und ein Drittel der Konstruktion konnte damit im Rohbau durch eine Baufirma saniert werden.
So, und nun? Es kommt eben immer anders, als man denkt. Im Jahr 1998 wollte Kanzler Kohl wohl wieder gewählt werden und schüttete über dem zweiten Arbeitsmarkt so riesige Summen aus, dass sogar das Arbeitsamt in Angermünde einlenken musste. Nun war es auf einmal möglich, dass auch kirchliche Grundstücke und Gebäude in den Genuss von ABM gelangen konnten. Na dann nichts wie hin! So wurde die weitere Sanierung der Scheune unser erstes Fallbeispiel für eine „Vergabe-ABM“, also die Einbeziehung von Arbeitslosen in eine Baufirma zur Sanierung, u. a. auch von weiteren Kirchengebäuden.
Mit Architektenehepaar Krassuski in Angermünde haben wir zu unser aller Glück zusätzlich einen glatten Volltreffer gelandet! Und das war die Vorgabe: so viel wie möglich von der alten Substanz erhalten und einbeziehen. Wir wollten keine eitel-schnieken glatten Flächen, sondern alles sollte ländlich schiedlich-friedlich sein. Dazu haben Kirchenälteste und Freiwillige von Abrissobjekten Baumaterialien gesammelt, z. B. Dachsteine in Neuruppin von einer verlassenen Russen-Kaserne geborgen oder von Autobahnbaustellen an der A 11 dort nicht mehr gebrauchte Holzbalken einsammeln können.
Firmenleistungen wurden als Spenden erbeten, so dass die Kirchengemeinde nur das Material zu bezahlen brauchte: Elektroleitungen, Dachrinnen, Fliesen usw. Die Partnergemeinde in Essen hat regen Anteil genommen mit stärkendem Geleit und vielen Einzelspenden.
Und pünktlich zur Jahrtausendwende, zum Gemeindefest 1999, konnte Einweihung gefeiert werden! Aus diesem Anlass gab es schon gleich die erste Kunstausstellung: Bleistiftzeichnungen von Häftlingen aus der U-Haft-Anstalt in Prenzlau, wo von Greiffenberg aus der Seelsorgedienst an den ausländischen, hauptsächlich osteuropäischen Insassen versehen wurde.

Das Gemeindefest war ein ganzer Tag der Freude, der Begegnungen und des Feierns. Wir hatten auf einmal viele neue Möglichkeiten der Gemeindearbeit dazu gewonnen, die sich erst nach und nach zeigen und entfalten sollten.
Erst einmal wurde aber noch übers Jahr mit einer weiteren ABM die Küche eingebaut, eine Empore für Übernachtungen, hinter der Küche die Backstube mit -ofen, und im großen Saal der Kamin als kommunikativ wärmendes Herzstück. Denn, so sagt man hier mit einem vielsagend fröhlichen Augenzwinkern: „Nichts ist so traurig wie ein Feuer, das nicht brennt!“

Das ist nicht nur wörtlich so, sondern vor allem hintergründig zu verstehen, denn die authentischen Begegnungen im offenen und vertrauenswürdigen Raum sind durch nichts anderes zu ersetzen. Schade, dass wir nicht regulär Tage- und Gästebuch geführt haben!
Erinnerlich ist mir auf alle Fälle, wie hier Menschen zusammen treffen, die sich sonst so nicht treffen würden!
- Ob das nun mehrmals der Tag für die Aussiedler mit ihren Familien war, oder die vielen Integrationsfeste des Land-kreises,
- die Begegnungen von den Gefangenen in Begleitung von Justizbeamten aus Prenzlau mit dem General-staatsanwalt des Landes Brandenburg, Dr. Rautenberg, anlässlich der Einweihung des Schlüsselkreuzes, ein Anlass,

- der von bosnischen Flüchtlingen genutzt wurde, um aus den Niederlanden kommend mit ihren Verwandten in der Uckermark zusammen zu sein,
- die deutsch-polnischen Jugendbegegnungen,
- die Jugendtage unserer evangelischen Jugend im Kirchenkreis,
- die Sommerakademien für Klassische Gitarre mit weltweit hochangesehenen Dozenten und Virtuosen wie Kornela Sienicka (Szczecin), Nora Buschmann (Berlin), Carlo Domeniconi (mittlerweile Greiffenberg) und Ricardo Moyano (Istanbul),
- die Feste der freien Musikschule Angermünde,
- die Konzerte von Dr. Christian Böwe und seiner Band „Blues-Boulevard-Berlin“, die immer ein großes Publikum herangezogen haben,
- nicht zuletzt die Gemeindeveranstaltungen, die das ganze Jahr über mit der „Fastentafel zu Palmsonntag“ beginnen und mit dem „Adventsmarkt“ im Dezember mit Basteln, Bratäpfeln, Gesang und Vorlesen am Kamin enden.
- Oder Gruppen, die kommen und Übernachtung wünschen:
- Schulklassen auf ihrer Abschlussfahrt, - Radfahrtouristen und viele privat Reisende.
Ein besonders starkes Erlebnis war die Beherbergung einer Gruppe von Blinden und sehschwachen Radfahrern auf ihren Tandems, die von Berlin aus gestartet bis ins Baltikum fahren wollten, um dort an insgesamt acht verschiedenen Blindenschulen ihre Spenden zu übergeben.
- Dann viele Hochzeits- und Taufgesellschaften, die gerne auch den umgebenden Garten mitnutzen, der geradezu traumhaft in die sanft hügelige Landschaft eingebettet liegt. Ach, der Garten!

Da bindet sich die Zusammenarbeit an mit der Humboldt-Universität und der Universität Potsdam, wenn Gruppen von Biologiestudenten kommen, um in der hiesigen Vereinsgärtnerei alte Techniken zu erlernen, Saatgut zu gewinnen und dann am Abend den Tag um und in der Scheune ausklingen zu lassen…
Und immer wieder die Partnerbegegnungen mit unseren Freunden aus Essen, die jährlich wechselseitig verabredet werden!
Der größte Höhepunkt war nun im vorigen Herbst die Feier des 50-jährigen Partnerschaftsjubiläums. Dieses Fest sollte, so der Wunsch unserer Partner, in der Scheune gefeiert werden. Irgendwie ist es uns klar, was wir für große Höhepunkte erleben und in ganz Deutschland vielleicht eher selten anzutreffende Feste feiern können.

Aber das, was geschieht, ist höher und größer, als alles, was wir begreifen können. Und seit vielen Jahren ist es Brauch, dass wir an einem Abend im Jahr gemeinsam essen und feiern und uns erzählen: die Kirchenältesten mit ihren Partnern. Es ist wie ein immerwährendes „Dankeschön“, so jedenfalls ist das vorherrschende Klima. Ist das nicht herrlich? Also, ich finde: ja. Und ohne die Scheune als Veranstaltungshaus würde das alles so nicht gehen können.

Da bin ich einfach nur ganz still und unserm Herrgott dankbar und froh über alles Gute, was hier geschieht.

Dr. Justus Werdin, Pfarrer
Fotos: D. Müller

Konflikt: Kirchenaustritte - werden wir immer weniger?

Nicht beachtet werden Nachmeldungen von Gemeindegliedern sowie die Folgen von Wanderungen

Kirchensteuer auf Zinsen

Durch Mitteilungen von Banken entstand Anfang des Jahres das Missverständnis, dass auch Nichtkirchenmitglieder nun Kirchensteuer bezahlen müssten und ihnen diese einfach vom Konto abgebucht würde. Das ist nicht der Fall. Da die Banken und Sparkassen bisher nicht wissen, wer Kirchensteuer zu bezahlen hat, erhält jeder ihrer Kunden diesen Hinweis, der allerdings nicht einfach zu verstehen ist.

Die Einzelheiten wurden im Rahmen des Einkommensteuergesetzes in den § 51a Absätze 2b-e und Absatz 6 (EStG) geregelt, das am 18. Dezember 2013 beschlossen wurde.

Natürlich wird diese Kirchensteuer nur von Zinsen erhoben, die den Freistellungsbetrag über-steigen, und auch nur von Kirchenmitgliedern.

Bisher konnte man die Bank beauftragen, die Steuer gleich abzuführen, ab 2015 ist es umgekehrt: Wenn man nicht will, dass die Bank die Kirchensteuer abführt, muss man bis zum 30. Juni des Vorjahres einen Sperrvermerk beim BZSt (Bundeszentralamt für Steuern, Hauptdienstsitz Bonn-Beuel, An der Küppe 1, 53225 Bonn) beantragen.

Dafür muss das amtlich vorgegebene Formular benutzt werden, das im Internet beim Bundeszentralamt für Steuern (unter Formulare/ Erklärung zum Sperrvermerk) erhältlich ist. Allerdings erfahren die Finanzämter von diesem Sperrvermerk und achten darauf, dass diese Person für das betreffende Jahr eine Steuererklärung abgibt.

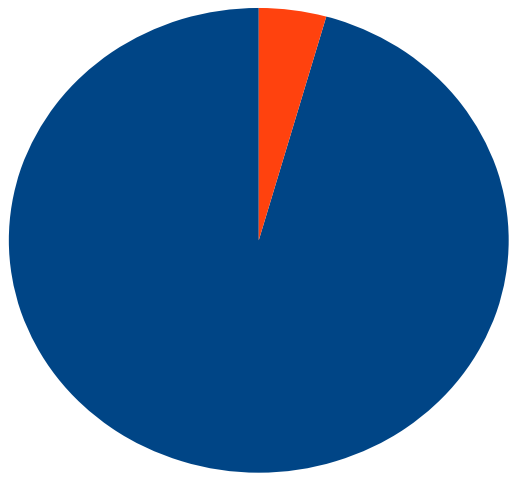
Mit dem neuen automatischen Abrufverfahren, wird das Religionsmerkmal mit einer sechsstelligen Kennziffer verschlüsselt an die Banken übergeben. Die Weiterverarbeitung erfolgt in einer gesicherten Umgebung computerintern. Für den einzelnen Bearbeiter der Bank ist das Religionsmerkmal nicht mehr einsehbar. Es wird auch nicht mehr in den Kundenstammdaten hinterlegt. Der Abzug der Kirchensteuer erfolgt automatisch ohne ein Dazutun der Bankmitarbeiter.

Bei der Jahressteuerbescheinigung nach § 51a Abs. 2 EStG wird die abgeführte Kirchensteuer ausgewiesen. Aber die Bank weiß dennoch nicht, ob Sie evangelisch, katholisch oder altkatholisch sind, sondern nur dass etwas abgeführt wurde.

K. Dang

24 Jahre Abzug der Kirchensteuer vom Finanzamt – Auswirkungen in Marzahn/Nord

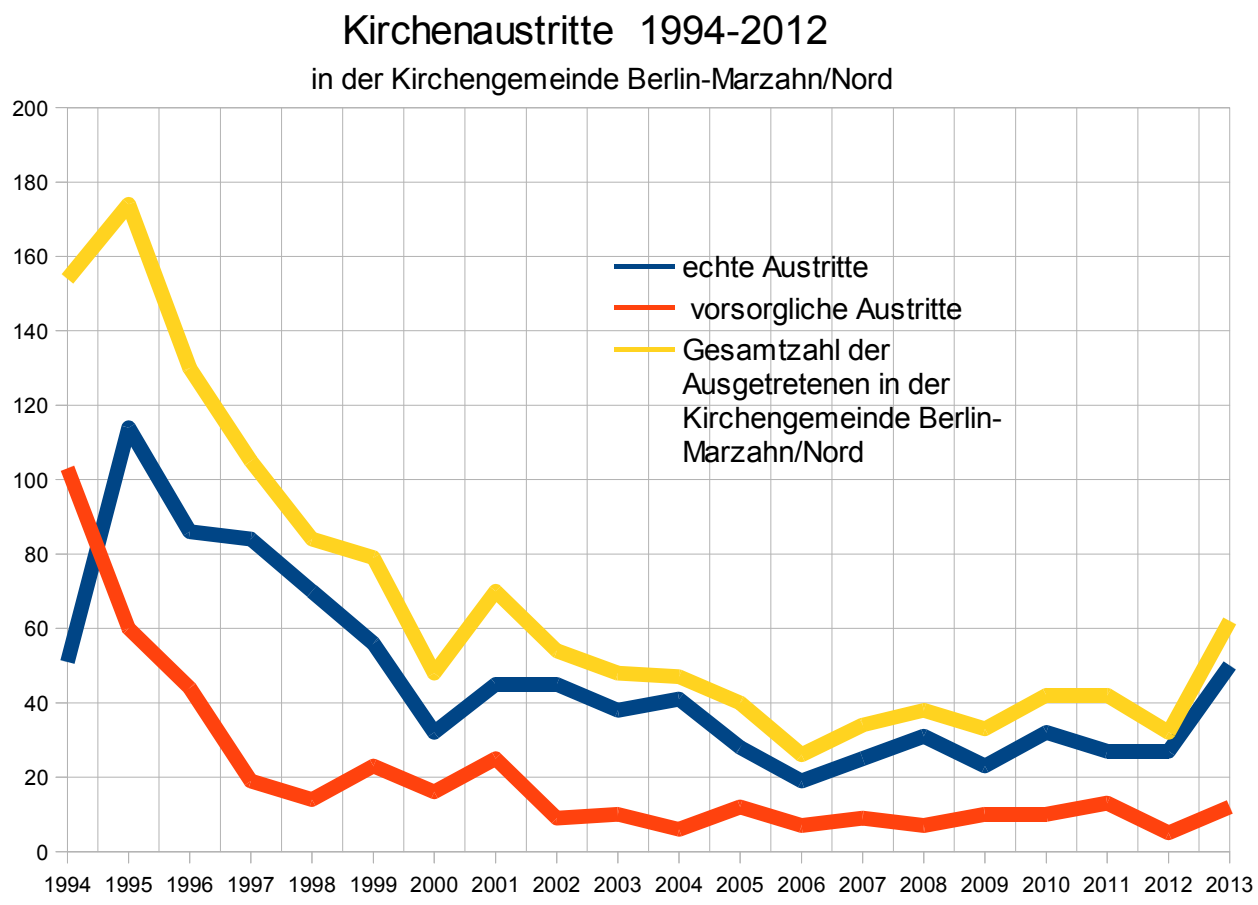
Unterschiedliche Interessengruppen beobachten die Entwicklung der Austritte aus den Kirchen. Ein Austritt aus der Kirche ist nur rechtswirksam, wenn er bei dem dafür zuständigen Amtsgericht oder bei einem Notar erfolgt. Ob sich diese Austrittserklärung aber auf die Zahl der statistisch erfassten Kirchenmitglieder auswirkt, ist eine andere Frage. Denn ein hoher Prozentsatz der Ausgetretenen war vorher den Kirchengemeinden nicht bekannt. Das ist immer noch Folge der Wiedereinführung des staatlichen Kirchensteuereinzugs 1990 im Gebiet der DDR.



In der Ost-Berliner Gemeinde Marzahn/Nord betrug die Zahl der Austritte zwischen 1990 - 1993 bei einer etwa konstanten Mitgliederzahl von ca. viertausend 7.775. Von diesen Ausgetretenen waren nur 338 als Kirchenglieder bekannt, also damit echte Austritte.

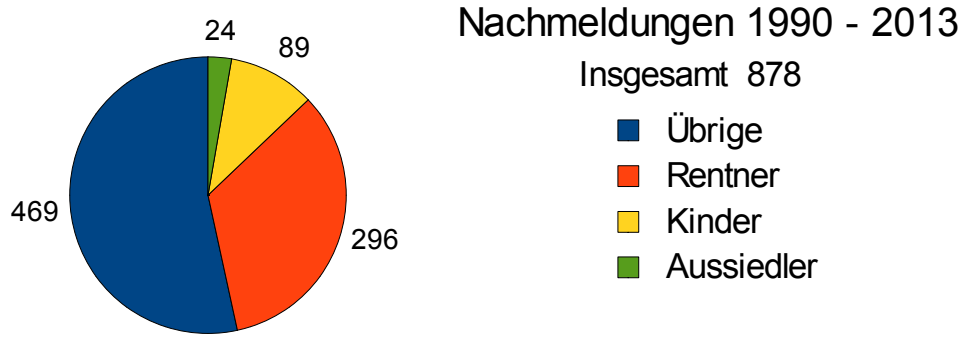
- vorsorgliche Kirchenaustritte (1990- 1993) : 7.419
- echte Kirchenaustritte (1990 – 1993): 338

In den Folgejahren änderte sich das Verhältnis, doch ist die Zahl der Austritte derer, die der Kirche gar nicht angehörten, nicht bei Null. Das zeigt, dass unsere Mitgliederverzeichnisse einfach nicht 100 % stimmen.



Dazu kommt die Tatsache der Einwanderung von Menschen nach Deutschland, die sich als evangelisch fühlen, denen aber nicht bewusst ist, dass man durch die Taufe Kirchenmitglied wird. So bezahlen Menschen Kirchensteuer, die dazu rechtlich nicht verpflichtet sind. Andere lassen den Eintrag „evangelisch“ korrigieren, wenn sie dafür nach Beginn eines Arbeitsverhältnisses zur Kirchensteuer herangezogen werden.

Andere Einwanderer wiederum sind getauft, sind sich aber unsicher, ob ihre Taufe bei uns anerkannt wird und haben sie aus diesem Grunde bei der Einreise nicht angegeben. So wurden viele Russlanddeutsche von ihrer Großmutter getauft, da es in der Zeit der Verfolgung der Christen kaum noch Pastoren gab. Diese Taufen sind gültig und berechtigen zur Mitgliedschaft in unserer evangelischen Kirche. Solche Mitglieder werden von den Gemeinden auf einem dafür vorgesehenen Formular „nachgemeldet“. Ebenso nachgemeldet wurden nach der Wende von den Gemeinden Menschen, die in den neuen digitalen Gemeindeglieder-Verzeichnissen ab 1992 fehlten. Das waren auf dem Gebiet der ehemaligen DDR vor allem die getauften Kinder und die Rentner, aber vermutlich auch so mancher Arbeitsloser und Sozialhilfeempfänger. In der Gemeinde Marzahn/Nord waren es 878 . Diese Zahl setzt sich folgendermaßen zusammen:



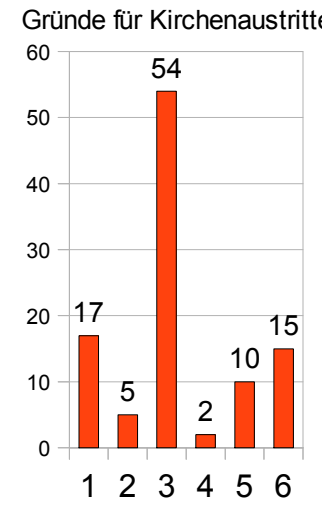
Seit Einführung der Kirchensteuer 1990, also in den letzten 24 Jahren sind jährlich im Durchschnitt 52 Menschen aus der Gemeinde Marzahn/Nord ausgetretenen, d.h. 1,3 % von 4000.

In 24 Jahren sind das 31,2 %. Rechnet man allerdings die Zahl der im selben Zeitraum nachgemeldeten Gemeindeglieder dagegen, betrug der rechnerische Mitgliederverlust in 24 Jahren nur 384, d.h. 16 pro Jahr und 0,4 %. Das sind dann nach 24 Jahren 9,6 %.

Trotzdem ist jeder Kirchenaustritt für uns als Gemeinde ein Aufschrei, der nicht überhört werden darf.

Austrittsgründe

Seit 1994 befragt die Gemeinde alle Ausgetretenen nach ihren Gründen. 69 Menschen haben geantwortet und zum Teil mehrere Gründe genannt:



1. Zweifel am Glauben
2. Kritik an der evangelischen Kirche
3. Kirchensteuer – Art u. Höhe
4. Kritik an der Gemeinde
5. Keine Erwartung an Kirche
6. Sonstiges

Ein fehlender Bezug zum Glauben wird in dem folgenden Brief von 1995 geschildert:

„Ich habe weder etwas gegen die Kirche allgemein, noch gegen die Evangelische Gemeinde in Marzahn in kritischer Weise vorzutragen.
Ich bin im Jahr 1950 geboren und auch noch getauft worden. Aus welchen Gründen auch immer sind meine Eltern im Jahr 1951 aus der Kirche ausgetreten. Ich bin also auch in keiner Weise mit bestimmten Glaubensfragen erzogen worden, und mein Interesse lag nur in der geschichtlichen Seite dieses Lebensbereiches. So habe ich bis zu meinem 40. Lebensjahr gelebt, und erst durch die Vereinigung beider deutscher Staaten kam diese Frage, bedingt durch das Steuerwesen, auf mich zu. Da meine Eltern nicht mehr über den Kirchenaustritt betreffende Unterlagen verfügten, musste ich eine rein formale Austrittserklärung abgeben. Damit hoffe ich Ihnen eine Erklärung gegeben zu haben, die Ihnen zeigt, dass Kirchenaustritte nicht nur aus Unzufriedenheit und finanziellen Ursachen vollzogen werden.“

Da seit 1989 mindestens 2,6 Mio. Menschen aus den neuen Bundesländern in die alten umgesiedelt sind, haben sie das Problem der ungeklärten Kirchenmitgliedschaft oft auch dorthin mitgenommen.

L. Wetterling

Hilfe durch die Freiwillige Feuerwehr in Groß-Ziethen

Am 01. Juni wurde ich als Pfarrerin der kleinen Französisch reformierten Gemeinden Schwedt und Groß-Ziethen eingeführt. Da die Stelle lange vakant war, gab es viel zu tun. Das Pfarrhaus war renovierungsbedürfig, die Amtsräume in einem völlig desolaten Zustand.

Es gab viele Helferinnen und Helfer, die bereit waren, anzupacken und wir wären schnell fertig geworden. Wenn da nicht, ja, wenn da nicht die alte Scheune gewesen wäre. Sie war einsturzgefährdet, darauf machten mich die Menschen im Dorf sofort aufmerksam. Wenn Kinder dort spielen und ihnen etwas passiert! Leider suchen sich Kinder immer am liebsten solche Orte aus, die gefährlich sind. Aber was kostet es, so ein Scheunenabriss. Ein Kostenvoranschlag wurde eingeholt, das Ergebnis war niederschmetternd: 10.000 Euro. Das war viel mehr, als wir für die Renovierung des Pfarrhauses gebraucht hätten und dann wär alles Geld weg. Vorbei der Traum vom schönen Pfarrhaus.

Der Bürgermeister hatte die zündende Idee: Fragen Sie doch mal bei der Feuerwehr nach, vielleicht können die helfen. Ich sprach also vor, aber so einfach ist das alles nicht. Vorschriften, Sicherheitsbedenken.

Foto: C. Müller

Aber in Kooperation mit einer Firma, die die Verantwortung übernehmen würde – wäre es möglich. Natürlich ohne Lohn, für ein Mittagessen und ein paar Kästen Bier.

Und so wurde das halbe Dorf zum Zuschauer, als Männer der Feuerwehr und der Firma Wrensch an einem Tag zunächst die alte Scheune zum Einsturz brachten und dann mit einem Bagger fein säuberlich die Baureste sortierten in Holz und Steine. Es war beeindruckend zuzuschauen.

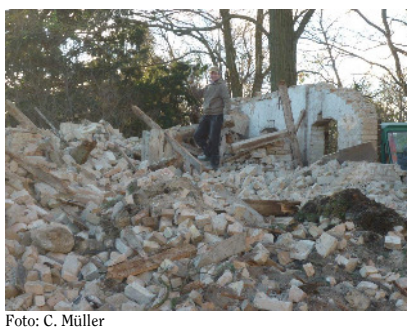


Foto: C. Müller

Inzwischen ist auch das Pfarrhaus renoviert und wartet auf möglichst viele Menschen, die dort ein neues Zuhause finden.

Cornelia Müller
Groß-Ziethen

Asyl für einen Männertreff im Evangelischen Gemeindezentrum

Der „MännerTreff“ ist ein soziales, kommunikatives, nachbarschaftliches und offenes Angebot für Männer jeden Alters in Räumen der Wohnungsgenossenschaft Marzahner Tor seit Oktober 2011. Es finden sich 12 bis 16 Herren mittwochs von 10 bis 12 Uhr unter meiner Leitung zusammen.

Als unsere bisherigen Räume in der Begegnungsstätte „Felse 13“ renoviert wurden, wurden wir im Evangelischen Gemeindezentrum in der Schleusinger Straße in Berlin-Marzahn mit offenen Armen aufgenommen. Am 19.02.2014 versammelten wir uns uns hier letztmalig.

Bei unseren 14tägigen Treffs reden die Teilnehmer über Gott und die Welt. Die Themen ergeben sich, weil jeder sich einbringt. Mir ist es wichtig, dass sich die Kontakte der Männer untereinander und zu anderen Gruppen verfestigen. Deshalb gibt es den obligatorischen Punkt Termine, bei dem alle gefragt sind und weitere Flyer und Veranstaltungspläne ausliegen. Zur Aufheiterung gibt es zwischendurch noch einen künstlerischen Beitrag. Höhepunkt in unserer „Asylantenzeit“ war die Adventsfeier. Dazu wurden auch die Ehefrauen eingeladen. Jeder brachte Zutaten für das Büfett mit und in der Küche konnten wir Kaffee kochen und die Würstchen wärmen. Alle brachten sich ein mit Beiträgen und mit Gesang.

Foto: Hannich

Dabei hat uns Frau Hannich sehr unterstützt. Sie brachte Liederhefte mit und fand erklärende Worte zu den Melodien. So waren die Hemmungen weg und der Männerchor war nicht zu überhören. Vielleicht wollten sich die Männer nicht bei den Frauen blamieren?

Dank an die Kirchgemeinde Marzahn/Nord für die Unterkunft! Wir haben uns hier sehr wohl gefühlt und wären gerne noch geblieben.

Volkmar Fritzsche

Hilfe für diese Zeitung: - Leserbriefe - Abos – Bereitschaft, sie zu verteilen - Artikel

Unser erster Leserbrief per Mail vom 8.11.2013

Die neue Zeitung des Gemeindebundes bekam ich bei einem Vortrag … in die Hand. Ich habe die Zeitung mit Interesse und viel Zustimmung gelesen und mich zum Schluss sehr gewundert. In den Jahren 1941/42 machte sich die damalige „Bekennende Kirche“ Gedanken um die Zukunft von Kirche. Es war und ist bekannt, dass Hitler und seine Schergen mit dem „Endsieg“ nach der Ausrottung der Juden zunächst alle Pastoren ausrotten wollten, um das Christentum in Deutschland auf diese Art zu tilgen. Aber was daraus wurde und wie es weiterging, ist bekannt. Jene Sorge um eine eher naheliegende Zukunft war umsonst.

Nun lese ich, dass eine Hörerrunde in einem kirchlichen Institut unter Anleitung eines leibhaftigen Vizepräsidenten der EKD sich Gedanken um „Kirche in der Fläche 2050“ macht. 2050, warum eigentlich nicht 2113? Beim wiedergegebenen Inhalt des Vortrags bewegte mich zuallererst eine Grundfrage. Welche Glaubenshaltung steht wohl hinter solchen Überlegungen?

Zuerst: Jesus sagt, dass wir nicht für den morgigen Tag sorgen sollen. Ich habe das immer so verstanden, dass wir Energie, Kräfte und vielleicht auch Freude genug haben können, das zu tun, was am jeweiligen Tag aufgegeben ist. „Seht, ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe; seid daher klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben.“

Ein Zweites: Seit Beginn der Diskussion um „Burnout“ in den 70er Jahren beschäftigt mich der Prophet Elias. Er findet sich als Mann Gottes nach großen Erfolgen schließlich allein, depressiv und verfolgt in der Wüste vor. Aber weil er vor den Erfindung von Organisationsberatung und Strukturreformen lebte, klagt er Gott sein Leid. „Sie haben deine Altäre zerbrochen und ich bin allein übrig geblieben.“ Es gibt – so meint er – kein Volk Gottes mehr „in der Fläche“. Bibelkundige Leser kennen die Antwort. „Ich will 7000 übrige lassen.“ Und Elias bekommt – so können man heute sagen – den Auftrag zu drei Hausbesuchen. „Salbe Hasael zum König über Aram, Jehu …. zum König über Israel und Elisa … zum Propheten an deiner statt.“

Angesichts der vielen Tagungen und Überlegungen über zukünftige Strukturen habe ich als ehemalige Landpastor mit Gottesdiensten gemeinsam mit zehn Besuchern oder auch nur zwei ... nur eine Frage. Wie würde es aussehen, wenn alle die vielen und sicher verantwortungsbewussten Christen statt der zeitraubenden Strukturüberlegungen ihre Zeit für einen oder zwei Hausbesuche verwendeten? Was würde wohl passieren, wenn Prediger, Mithelfer sich jenen zwei oder drei, vielleicht sogar 20 oder 30 zuwenden würden, um sie in ihrem Glauben zu stärken und im Leben zu trösten? Ich frage ernsthaft, ob der in Kirchenverwaltungen und Kirchenleitungen so beliebte Blick auf die große Zahl nicht verkappter Glaubensverlust ist. Welch Bild der Kirche Christi bestimmt das Handeln?

Dr. Traugott Schall,
Landpfarrer i. R. / Dipl.-Psych. aus Detmold und Autor von „Erschöpft – müde – ausgebrannt" Würzburg 1993 und von „ Heilung gegen Verzagtheit“, Fremdingen o. J.)

Pfr. i. R. Manfred Alberti aus Wuppertal antwortete ihm darauf am 9.11.13 und sandte uns dies zur Kenntnisnahme:

Sehr geehrter Dr. Schall,
in weiten Teilen Ihres Schreibens sprechen Sie mir ja aus dem Herzen: - Glaube ist nichtplanbar und schon gar nicht von Menschen durch noch so gute Pläne zu erschaffen. Da wäre Gottvertrauen wirklich angebrachter; - zum zweiten ist es ein probates Mittel, Horrorszenarien an die Wand zu malen, um damit eigene Interessen durchzusetzen: Man führt die "stetig sinkende Kirchensteuer" (weitgehend falsch) an, um Konzentrationen durchzuführen, Gemeinden Gelder wegzunehmen und Pfarrstellen zu streichen. Hier setzten sich gerade egoistische Interessen der Oberen... und der Verwaltung durch, die anstelle der völlig überforderten Superintendenten und Kreissynodalvor--stände sich jetzt in die faktische Rolle der Gestalter und Entscheider gestellt haben: Eine Katastrophe!! (Aber die Rheinischen Pfarrer sind sehr vornehm und zurückhaltend und sehen teilnahmslos aus der Ferne diesem üblen Geschäft zu.) EKD weit hat das Katastrophenszenarium der EKD Studie "Kirche der Freiheit" für das Jahr 2030 dazu gedient, Kirche wirtschaftsähnlich von oben nach unten zu organisieren und den Gemeinden (und Pfarrern) die Entscheidungsgewalt über ihre eigenen Angelegenheiten vor Ort zu entreissen. (Motto: "Ihre Arbeitskraft und -zeit als Pfarrer dürfen sie nicht für einen Gottesdienst mit zehn Leuten vertun, das rechnet sich nicht. Egal, was Ihr Presbyterium dazu meint.")....

Wie gesagt: Im Prinzip rennen Sie offene Türen ein, wenn Kirche aus egoistischen Gründen einiger weniger zu einer planbaren und verplanbaren Organisation umgestaltet werden soll. Deshalb sollte Ihr Schreiben an die gerichtet werden, die meinen, durch verwaltungstechnische Hochrüstung und das Neue Kirchliche Finanzwesen die Zukunft der Kirche zu sichern, die dabei aber die Gemeindeglieder völlig aus den Augen verlieren.

Alles Gute und Gottes Segen

Manfred Alberti

Pfr. i.R. Alberti aus Wuppertal, hat auch eine eigene Webseite www.manfredalberti.de, auf der er sich sehr ausführlich mit den rheinischen Gesetzesvorhaben auseinandersetzt.

Predigt für den Palmsonntag: „Die Wolke der Zeugen“

Brief an die Hebräer 12,1-3:

„Darum auch wir:
Weil wir eine solche Wolke von Zeugen um uns haben,
lasst uns ablegen alles, was uns beschwert, und die Sünde, die uns ständig umstrickt,
und lasst uns laufen mit Geduld in dem Kampf, der uns bestimmt ist,
und aufsehen zu Jesus, dem Anfänger und Vollender des Glaubens,
der, obwohl er hätte Freude haben können, das Kreuz erduldete und die Schande gering achtete
und sich gesetzt hat zur Rechten des Thrones Gottes.

Gedenkt an den, der so viel Widerspruch gegen sich von den Sündern erduldet hat, damit ihr nicht matt werdet und den Mut nicht sinken lasst.“

Liebe Schwestern und Brüder!

„Lasst uns ablegen alles, was uns beschwert!“ Lasst uns unseren Weg weiter unter die Füße nehmen, nicht aufgeben in dem Kampf, den wir heute zu kämpfen haben und dabei den Mut nicht verlieren!

Wer fühlte sich da nicht angesprochen, als Gemeindepfarrer oder Gemeindepfarrerin, als Kirchenvorsteher, als juristischer Freund oder seelsorgerlicher Begleiter, wenn es z.B. um den Erhalt unserer Gemeinden geht, oder um Menschen, die wir einst für die Kirche gewonnen hatten und die sich jetzt wieder absetzen und auseinanderlaufen, oder wenn wir ganz grundsätzlich in Entwicklungen gepresst werden, deren zerstörerische Folgen wir jetzt schon spüren? - Aber wie macht man das? Wie soll man nicht matt werden, wenn eine Niederlage auf die andere folgt, wenn die Lasten, auch die Arbeitsbelastungen, immer größer werden, wenn Freunde, frühere Wegbegleiter, wegbleiben, und wenn wir am Ende auch in uns selbst spüren, wie zermürbt, wie leer wir inzwischen geworden sind und wie die Sünde, das ist der Verlust von Glaube und Hoffnung, auch uns fesselt, umstrickt und lähmt?

Der Verfasser des Hebräerbriefes, ein uns unbekannter Christ jüdischer Herkunft im ersten Jahrhundert nach Christus, begegnet unseren Beschwernissen mit einem wunderbaren Gedanken, den wir sonst in der Bibel nicht finden.

Ihr seid nicht allein! sagt er. Ihr seid nicht verlassen! Da ist unsichtbar um Euch her eine Wolke, eine dicht gedrängte Schar. Es sind Menschen, die in Kampf und Leiden Euch vorausgingen, Zeugen des Glaubens und des Widerstehens, die den Kampf durchgehalten haben. Auch wenn sie nun nicht mehr unter Euch sind, wenn sie vielleicht schon vor langer Zeit lebten, so sind sie doch nicht einfach weg und vergangen. Für uns Christen bleiben auch unsere Toten in der Gemeinschaft der Gottesfamilie. Sie sind bei uns und um uns und umgeben uns wie eine Wolke aus Licht.

Der dies schrieb, kannte sich in der jüdischen Tradition aus wie auch in der griechischen Geisteswelt. So dachte er vor allem an die Glaubenszeugen des Alten Bundes. In Kap. 11 seines Briefes – der eigentlich ein Lehrschreiben ist - zählt er sie alle auf von Abel und Noah über Abraham und die Erzväter bis zu den Propheten und Märtyrern der späteren Geschichte Israels. Aus seiner Sicht hatten sie alle eines gemeinsam: – Sie haben nicht auf das Sichtbare und Vorhandene geblickt (vgl. 11,1), nicht hochgerechnet, was für eine Zukunft sie aus dem Gegebenen für sich und andere ausrechnen konnten. Sie haben all ihre Zuversicht auf das gesetzt, was man **nicht sieht**, nämlich das **Wort**, die **Verheißung Gottes**, der ihnen Leben und Zukunft zusagte gegen alles, was menschlich zu erwarten war. In diese Wirklichkeit haben sie sich hineingestellt, hier festen Fuß gefasst. Und so sind sie losgezogen in die Fremde wie Abraham, der nicht wusste, wohin er käme, und der dennoch dem Befehl und der Zusage Gottes gehorsam war.

Wir sind von einer Wolke von Zeugen umgeben, die nun im Lauf der Geschichte unserer Kirche noch einmal größer und mächtiger geworden ist. Christliche Zeugen früherer Jahrhunderte sind hinzugekommen, aber auch solche der jüngeren und jüngsten Vergangenheit. Da mag jetzt jeder an diejenigen denken, die ihm besonders viel gegeben haben, die uns vielleicht zum Glauben brachten, die wir schmerzlich vermissen, von denen wir uns noch immer oder gerade heute Orientierung und Weisung wünschen würden. Ich möchte hier an Martin Niemöller erinnern. Nach seiner Verhaftung 1938 wurde unter den Gliedern der Bekennenden Kirche eine Postkarte weitergegeben. Man erkannte sich, wenn man sie weiter gereicht bekam oder auf dem Schreibtisch eines anderen stehen sah. Auch meine aus Berlin stammende Religionslehrerin besaß diese Karte noch nach dem Krieg in den fünfziger Jahren. Es war eine Solidaritätspostkarte mit dem Bild Niemöllers. Darunter ein Satz von ihm, der lautete: **„Wir haben nicht zu fragen, wie viel wir uns zutrauen; sondern wir werden gefragt, ob wir Gottes Wort zutrauen, dass es Gottes Wort ist und tut, was es sagt!“**

So zu glauben, war in der damaligen Zeit nicht leichter als heute, eher viel schwerer. Was sollte aus der Kirche, auch der Bekennenden Kirche, werden, da sich der nationalsozialistische Staat immer mehr verfestigte und immer deutlicher wurde, wie sehr die Führenden des Regimes Kirche und Christentum abwürgen wollten. Was können wir tun? Wie die Weichen stellen, damit wir jedenfalls den augenblicklichen Bestand der Kirche noch hindurch retten und es auch in der Zukunft eine evangelische Kirche in Deutschland gibt? So fragten viele. Und die Antwort, auch Dietrich Bonhoeffers Antwort in einem Rundbrief an seine Finkenwalder vom 23.08. 1938, war schlicht:

„Wir haben nichts hindurch zu retten. Wir haben unser Herz nicht an Einrichtungen und Institutionen gehängt, auch nicht an unsere eigenen. Die Werkerei, die sich an den sogenannten kirchlichen Bestand hängt, ist ebenso gottlos wie jede andere und muss uns um den Siegespreis bringen. Wir vertrauen aber fest darauf, dass Gott sein Wort und uns mit ihm hindurch retten wird auf seine wunderbare Weise. Das ist der einzige Bestand, auf dem wir zu bestehen gedenken.“

Wir sind nicht allein! Wir haben um uns eine Wolke von Zeugen, die uns auch heute noch ermutigen und den rechten Weg weisen. Doch noch etwas Zweites, etwas noch Wichtigeres will uns der Verfasser des Briefes sagen. Ja, da ist hinter uns, in unserem Rücken, die dicht gedrängte Schar der Zeugen, die es wagten, aus **Glauben** zu handeln, nicht aus menschlicher Berechnung, im Blick auf das, was **Gott** zugesagt hat und wofür er selbst einsteht.

Aber es gibt noch eine zweite Blickrichtung. Sie geht nicht, wie man vermuten könnte, nach vorn, in die sich vor uns erstreckende Zeit. Der Autor zieht unseren Blick in die Höhe, zu Jesus Christus hinauf, dem Herrn der Welt, der zugleich das Haupt seiner Gemeinde ist. Wieder gebraucht der Verfasser sehr eigenwillige Worte. Er nennt Jesus mit zwei ganz neuen Namen den „Anfänger“ und den „Vollender“ des Glaubens. Gewiss: Jesus Christus ist unser Erlöser, der die Wand zwischen uns und dem lebendigen Gott durchbrochen und uns den Zugang in das himmlische Heiligtum eröffnet hat (Hebr 9,11ff; 10,19ff). Aber er ist auch der „Anführer“ (so die bessere Übersetzung), der uns vorangeht und schon lange vorangegangen ist: durch Angst und Schmerzen, durch Tränen und Gottesverlassenheit (vgl. 5,7). Und er hat anders als wir und alle Glaubenszeugen vor uns seinen Weg auch vollendet. Er ist eingegangen in das himmlische Reich und „hat sich gesetzt zur Rechten des Thrones Gottes“. Was das heißt? Der Weltenthron Gottes – den Alten ein sehr verständliches Bild – ist der Ort, von dem her der allmächtige und ewige Gott alles in seiner Hand hält: das Universum, die Weltgeschichte und auch die Geschichte seiner Kirche. Uns Menschen ist diese Geschichte verborgen und dunkel, voller Rätsel und meistens zum Verzweifeln. Aber da thront nun neben dem uns unbegreiflichen Gott, als seine rechte Hand, Jesus Christus, den wir kennen, dessen Weg uns in den Evangelien bezeugt ist. Und das bedeutet: „Es wird regiert“ (Karl Barths letzter überlieferter Satz). Es wird regiert durch den, in dem uns Gott seine Liebe und sein Erbarmen leibhaftig vor Augen stellte. Oder noch anders gesagt: Es wird regiert durch Jesus Christus und auf Ihn hin, in dem uns Gott sein für die Schöpfung und uns Menschen glühendes Herz aufgetan hat.

„Aufsehen zu Jesus“? – Das könnte heute und hier ganz einfach bedeuten: wegsehen! Einmal wegsehen von dem, was uns gegenwärtig den Blick verstellt und das Herz belastet. Dadurch frei werden. Die Aufgaben neu sortieren. Prioritäten anders setzen. Kräfte für das frei werden lassen, was im Auftrag Jesu Christi und im Dienst an den Menschen **heute** zu tun ist.

Das heißt: **Kirche leben** und nicht nur planen!

Versprengte und Enttäuschte, die sich von ihrer Kirche im Stich gelassen fühlen, wieder sammeln.

Den Tag des Herrn feiern auch dort, wo unserer Meinung nach nur noch zu wenige zusammenkommen! (Es muss ja nicht immer ein ordinierter Pfarrer dabei sein.) Dazu die Glocken läuten lassen auch in den vielen Dörfern Brandenburgs, deren Kirchen verschlossen sind und die, kommt man an einem Sonntag Vormittag hindurch, wie tot und ausgestorben wirken.

<u>Zusammenfassend gesagt:</u> Das Wort des Herrn **über** unsere menschlichen Sorgen und Berechnungen stellen. Sich nicht mehr anmaßen, das tun zu können, was allein **Gottes Sache** ist – nämlich die Kirche retten.

Eine Gemeinde, die sich von „der Wolke der Zeugen“ ermutigen lässt und auf den blickt, der sich „zur Rechten des Thrones Gottes“ gesetzt hat, wird im **Hier und Jetzt** leben und handeln. Im festen Glauben an das Wort ihres Herrn, dass er seine Kirche – aber wirklich **seine** Kirche – nicht untergehen lässt, solange sie seiner Zusage vertraut. (Mt 16,18; Lk 12,32)

März 2014

Prof. i.R. Dr. Gisela Kittel
Am Weinberg 8
32756 Detmold

Gut zu lesen – sehr zu empfehlen

Zum Beispiel: Scott Peck

Es war einmal ein Kloster, für das schwere Zeiten angebrochen waren. Einst ein großer Orden, waren alle seine Bruderhäuser verlorengegangen als Folge der Wogen klosterfeindlicher Verfolgung im 17. und 18. Jahrhundert und der Säkularisation im 19. Jahrhundert. Er war bis zu einem solchen Ausmaß dezimiert worden, dass nur noch fünf Mönche übrigblieben im zerfallenden Mutterhaus: der Abt und vier andere, alle über 70 Jahre alt. Es war klar, dass es ein sterbender Orden war.In den tiefen Wäldern, die das Kloster umgaben, stand eine kleine Hütte, die ein Rabbi von einer nahe gelegenen Stadt gelegentlich als Einsiedelei benutzte. Durch die vielen Jahre des Gebets und der Kontemplation waren die alten Mönche ein wenig hellsehend geworden, so dass sie es immer wahrnehmen konnten, wenn der Rabbi in seiner Eremitage war. „Der Rabbi ist im Wald, der Rabbi ist wieder im Wald", pflegten sie einander zuzuflüstern.

In einer solchen Zeit, als der Abt sich wieder einmal zermarterte über den unabwendbaren Tod seines Ordens, fiel ihm ein, den Rabbi in, seiner Eremitage zu besuchen und ihn zu fragen, ob er möglicherweise einen Rat wüsste, wie das Kloster zu retten sei.

Der Rabbi hieß den Abt in seiner Hütte willkommen. Aber als der Abt den Zweck seines Besuches erklärte, konnte der Rabbi nur mitfühlend ausrufen: „Ich weiß, wie das ist, der Geist hat die Menschen verlassen. Es ist genauso in meiner Stadt. Fast keiner kommt mehr in die Synagoge." So weinten der alte Abt und der alte Rabbi zusammen. Dann lasen sie in der Thora und führten in Ruhe tiefe Gespräche.

Die Zeit kam heran, dass der Abt aufbrechen musste. Sie umarmten sich. „Es war wunderbar, dass wir uns nach all den Jahren begegnen konnten", sagte der Abt, „aber ich habe noch immer das nicht erreicht, dessentwegen ich hergekommen bin. Gibt es denn gar nichts, das du mir sagen kannst, keinen kleinen Rat, der mir helfen würde, meinen sterbenden Orden zu retten?"

„Nein, es tut mir leid", erwiderte der Rabbi, „ich habe keinen Rat zu geben. Das einzige, was ich dir sagen kann, ist, dass der Messias einer von euch ist."

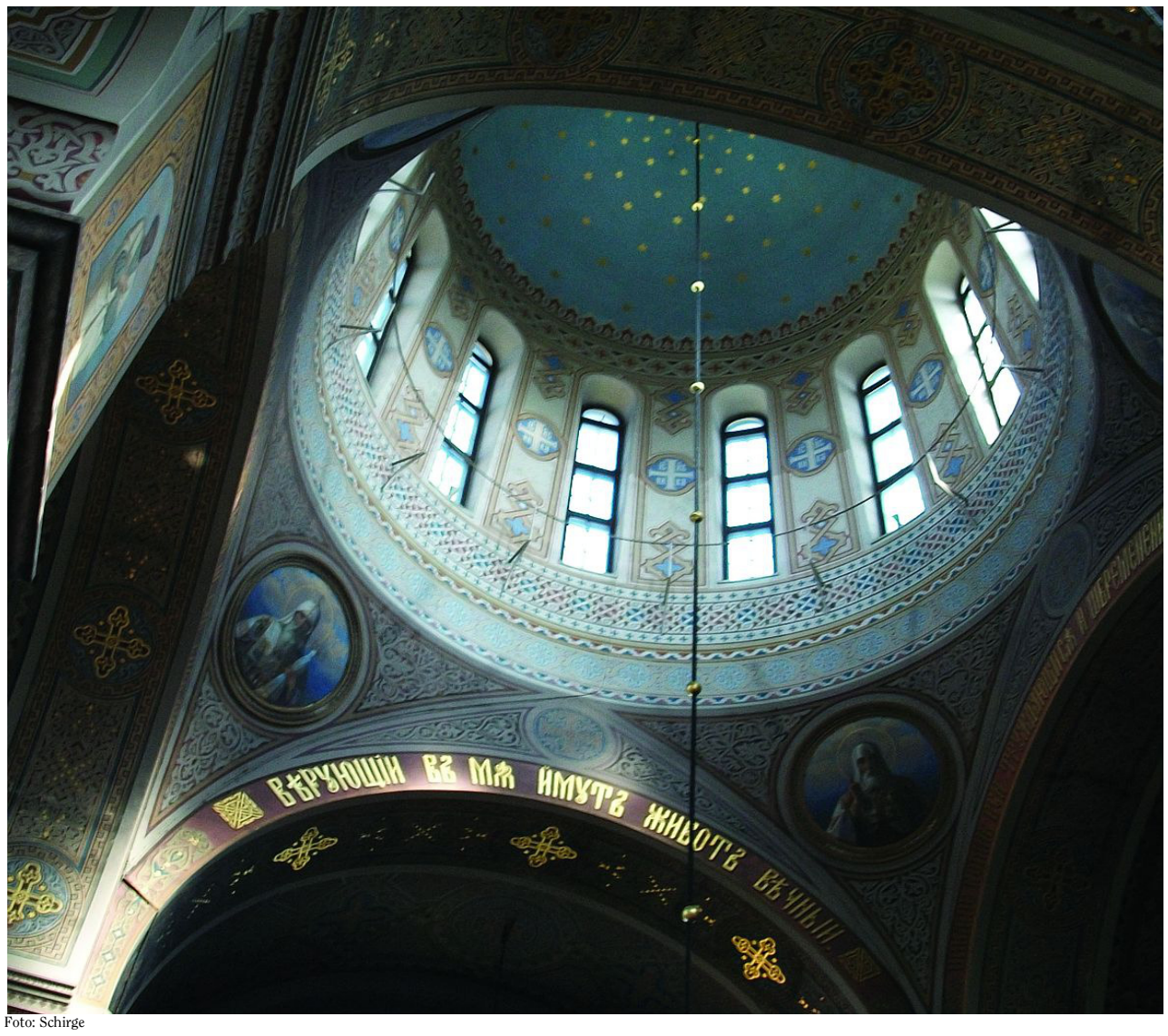


Foto: Schirge

Als der Abt zum Kloster zurückkehrte, versammelten sich seine Brüder um ihn und fragten: „Nun, was sagte der Rabbi?"

„Er konnte nicht helfen", antwortete der Abt. "Wir haben nur geweint und zusammen die Thora gelesen. Das einzige, was er sagte, gerade als ich ihn verließ - es blieb etwas dunkel -, war, dass der Messias einer von uns sei. Ich weiß nicht, was er meinte."

In den Tagen, Wochen, Monaten, die folgten, bedachten die alten Mönche dies und fragten sich, ob es irgendeine Bestätigung für die Worte des Rabbis gebe. Der Messias ist einer von uns? Kann er überhaupt einen von uns Mönchen hier im Kloster gemeint haben? Wenn das der Fall ist, welchen?

- Glaubst du, er meinte den Abt? Ja, wenn er irgendeinen meinte, war es vermutlich Vater Abt. Er ist mehr als eine Generation lang unser Führer gewesen.

- Andererseits könnte er Bruder Thomas gemeint haben. Sicherlich ist Bruder Thomas ein heiliger Mensch. Jedermann weiß, dass Thomas ein Mann des Lichts ist.

- Sicherlich konnte er nicht Bruder Elred meinen! Elred ist zeitweise schrullenhaft. Aber wenn man es recht bedenkt, auch wenn er ein Ärgernis für die Leute ist, hat Elred eigentlich immer Recht. Oft sehr recht. Kann sein, der Rabbi meinte wirklich Bruder Elred.

- Aber sicher nicht Bruder Phillip. Phillip ist so passiv, ein rechter Niemand. Aber dann, beinahe rätselhaft, hat er die Gabe, irgendwie immer da zu sein, wenn man ihn braucht. Er erscheint wie durch Zauber an deiner Seite. Vielleicht ist Phillip der Messias.

- Natürlich meinte der Rabbi nicht mich. Er konnte keinesfalls mich meinen. Ich bin nur eine gewöhnliche Person. Aber angenommen, er tat es? Angenommen, ich bin der Messias? O Gott, nicht ich. Ich könnte nicht so viel für Dich bedeuten, nicht wahr?

Wie sie in dieser Art überlegten, begannen die alten Mönche einander mit außerordentlichem Respekt zu behandeln, wegen der entfernten Möglichkeit, dass einer von ihnen der Messias sein könnte. Und auf die noch entferntere Möglichkeit hin, dass jeder der Mönche selbst der Messias sein könnte, begannen sie, sich selbst mit außerordentlichem Respekt zu behandeln.

Weil der Wald, in dem das Kloster lag, so schön war, geschah es noch gelegentlich, dass Leute es besuchten, um auf dem kleinen Rasen zu picknicken, die Wege entlang zu wandern, sogar dann und wann in der baufälligen Klosterkapelle zu meditieren. Als sie so taten, fühlten sie, ohne sich dessen bewusst zu sein, diese Aura von außerordentlichem Respekt, die nun die fünf alten Mönche zu umgeben begann, die von ihnen auszustrahlen und die Atmosphäre des Ortes zu durchdringen schien. Es war etwas seltsam Anziehendes, ja sogar Bezwingendes daran.

Kaum wissend warum, kamen sie immer häufiger wieder zu dem Kloster, um zu picknicken, zu spielen, zu beten. Sie begannen, ihre Freunde mitzubringen, um ihnen diesen besonderen Ort zu zeigen. Und ihre Freunde brachten deren Freunde mit.

Dann geschah es, dass einige der Jüngeren, die das Kloster besuchten, anfingen, mehr und mehr mit den alten Mönchen zu sprechen. Nach einiger Zeit fragte einer, ob er sich ihnen anschließen dürfe. Dann ein anderer und noch einer. Innerhalb von ein paar Jahren wurde das Kloster wieder zu einem blühenden Orden und dank des „Geschenks des Rabbis" ein vibrierendes Zentrum des Lichts und der Spiritualität in dieser Gegend.

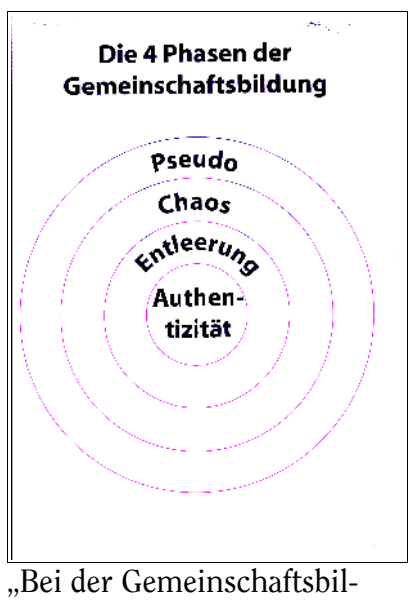
Alte Parabel, wie M. Scott Peck sie in dem Prolog zu seinem Buch "The Different Drum" nacherzählt. Aus dem Amerikanischen von Renate M. Schmidt.
in: Gemeinschaftsbildung, der Weg zu authentischer Gemeinschaft von Scott Peck (Eurotopiaverlag, 2007)

Der Wir-Prozess

Gemeinschaftsbildung nach M. Scott Peck

s. http://www.gemeinschaftsbildung.com/

„Das Vier-Schichten-Persönlichkeitsmodell korrespondiert sehr stark mit den 4 Phasen der Gemeinschaftsbildung (Pseudo, Chaos, Leere und Authentizität). Es wird heutzutage an vielen Stellen gelehrt und stammt ursprünglich von Wilhelm Reich (der Charakterpanzer)."
(ebd.)



„Bei der Gemeinschaftsbildung nach Scott Peck (und bei jedem anderen guten Seminar oder Gruppenprozess, sei es verbal oder nonverbal) durchlaufen die Mitglieder gleichzeitig als Gruppe als auch individuell diese verschiedenen Schichten bzw. Phasen. Die Gruppe unterstützt den Einzelnen, tiefer in diese „Zwiebel" zu gelangen als er es aus eigener Kraft schaffen würde. Dieser Prozess läuft bei der Gemeinschaftsbildung relativ bewusst ab, das heißt, man bekommt die Gelegenheit, sich selber und sein Verhalten im Verlauf dieser verschiedenen Schichten zu studieren bzw. zu erleben." (ebd.)

„In einer Organisation gemeinschaftlich zu leben ist kein Allheilmittel. Die Wirklichkeit existiert einfach immer noch. Und so wie es typisch für ein gesundes Einzeldasein ist, gibt es auch mehr Schmerz *innerhalb* der Gemeinschaft als außerhalb. Aber es gibt auch mehr Freude. Für mich ist das Typische einer echten Gemeinschaft nicht die Tatsache, dass es weniger schmerzhaft ist, sondern dass es lebendiger ist." so Scott in einem Interview(.ebd.)

Blick über den Tellerrand – I Ökumene:

Petition zum Prozess „Wo Glauben Raum gewinnt“ im Erzbistum Berlin

Pfarreiengemeinschaft statt Großraumgemeinde!

Soll es in wenigen Jahren wirklich nur noch 30 Großpfarreien statt jetzt 105 Gemeinden geben? Diese Frage bewegte Gemeindemitglieder aus dem ganzen Bistum auf einem ersten Gemeindetage mit Prof. Paul M. Zulehner in der Gemeinde „Heilige Familie“ in Berlin-Prenzlauer Berg. Auf einem weiteren Treffen am 26. Oktober 2013 referierte Dechant Dr. Hermann Wieh aus dem Bistum Osnabrück über seine Erfahrungen mit Gemeinden und pastoralen Räumen. Der Pfarrsaal von St. Laurentius im Hansa-Viertel Berlin-Mitte reichte gerade aus, alle Interessierten zu fassen.

Christa Drutschman, Vorsitzende des Pfarrgemeinderates, stellte zu Beginn die Petition an den Erzbischof Rainer Maria Kardinal Woelki vor. Sie war in Grundzügen schon beim ersten Treffen erarbeitet worden.

„Ich bin unglaublich überrascht, so viele Besucher zu sehen“, begann Dr. Wieh seine Ausführungen. Und stellte gleich klar: „Verschiedene Wege und Methoden führen zu gleichem Ziel.“ Sein **erster Rat**: „Bestehen Sie darauf, miteinander in einen Dialog einzutreten!“ Neben theologischen seien auch menschliche Grundlagen zu beachten – in Wertschätzung füreinander. Sein **zweiter Rat**: „Bestehen Sie darauf, dass eine Sekretärin vor Ort bleibt! Lassen Sie so viel wie möglich in den Gemeinden vor Ort passieren!“

Der Mensch denke nun mal lokal. Sein **dritter Rat**: „Sorgen Sie für eine positive Stimmung!“ Dafür könne und müsse man Sorge tragen.

Weitere Überlegungen und Erfahrungen:

Wir schulden den Menschen mehr Transparenz und Offenheit, zum Beispiel Informationen über den Pfarrer, der kommt und zelebriert. Gewalt zerstört Glaube. Auch bischöfliche Gewalt.

Nehmt in Wertschätzung viele in den Dialogprozess mit!

Bischöfe sollen sich hüten, apodiktisch (griechisch: keinen Widerspruch duldend) festzulegen.

Die Glaubenskraft der Gemeinden ist stark – trotz guter und schwieriger Priester.

Schaffen Sie Ventile, um Sorgen loszulassen. Es ist viel Dampf im Kessel.

Am Freitag, 31. Januar 2014 , wurden 2.887 Unterschriften im Erzbischöflichen Ordinariat an Rainer Maria Kardinal Woelki übergeben.

Foto: Walter Plümpe

Die Unterschriftenaktion endete am 31.12.2013. Listen lagen in den Kirchen aus. Die Fassung stammt von einer Initiativgruppe katholischer Laien: Christa Drutschmann, Inghild und Bertram Janiszewski, Irmgard und Prof. Dr. Hans Joachim Meyer, Angelika und Walter Plümpe, Bernhard Ullrich, Gabriele und Michael Urban. Bezirksstadtrat a.D. Michael Urban ist der Ansprechpartner. Unterschreiben durften nur Katholiken im Erzbistum Berlin.

Die Petition im Wortlaut:

„Sehr geehrter Herr Kardinal,
***mit Ihnen teilen wir die Sorge**, trotz des zunehmenden Priestermangels die Pastoral im Erzbistum Berlin in Zukunft lebendig zu halten. Wir möchten, dass der Glaube wieder mehr Raum gewinnt.*
***Wir unterstützen Ihr Anliegen**, durch pastorale Räume den verschiedenen Begabungen und unterschiedlichen Anforderungen gerecht zu werden.*
***Wir fürchten jedoch**, dass die von Ihnen beabsichtigte Umstrukturierung des Erzbistums aus über 100 Pfarreien in ungefähr 30 Großpfarreien die pastorale Situation nicht verbessern wird. Große Strukturen führen in der Pastoral meist zu Anonymisierung, Heimatlosigkeit und Identitätsverlust. Unsere Lebenserfahrung sagt uns, dass Großräume nicht durch eine einzige sonntägliche Eucharistiefeier, ob zentral oder an wechselnden Orten, inhaltlich zusammengehalten werden.*
Daher schlagen wir vor:
*Die jetzigen Pfarreien bleiben in ihrem gegenwärtigen kirchenrechtlichen und finanziellen Status und bilden **Pfarreiengemeinschaften**, die intern miteinander vernetzt sind und eng zusammenarbeiten. Auch die Kindergärten bleiben in engem Kontakt mit ihren Gemeinden.*
Innerhalb einer Pfarreiengemeinschaft können benachbarte Gemeinden miteinander fusionieren.
*Da das Erzbistum zunehmend weniger Priester hat, gibt es innerhalb einer Pfarreiengemeinschaft, insbesondere bei großen Entfernungen, neben der Eucharistiefeier auch **am Sonntag Wortgottesdienste mit Kommunionspendung** unter der Leitung von Diakonen oder dazu beauftragten Laien. Wie Sie wissen, geschah dies bereits früher im Erzbistum und wurde erst unlängst von Papst Franziskus ausdrücklich empfohlen.*
Wir, die Unterzeichnerinnen und Unterzeichner, bitten Sie, den Prozess „Wo Glauben Raum gewinnt“ offener zu gestalten und die von uns vorgeschlagene Lösung in Betracht zu ziehen.
Wir wünschen uns einen **synodalen Prozess**, *der im Miteinander von Gemeinden, Dekanaten und Bistumsleitung klärt, was zu tun ist.“*

Als Vertreter der Initiativgruppe sagte der frühere Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken (ZdK) Hans Joachim Meyer, die Unterstützer der Petition teilten „die Sorge, wie trotz des zunehmenden Priestermangels die Pastoral im Erzbistum lebendig bleiben kann". Die bereits vor zehn Jahren erfolgten Gemeindefusionen hätten dazu geführt, dass das Erzbistum "nicht wenige Menschen dabei verloren" habe.

Foto: Walter Plümpe

An der Übergabe nahm auch der ehemalige Bundestagspräsident Wolfgang Thierse teil, der ebenfalls dem ZdK angehört. Er erklärte, es gehe den Kritikern um einen anderen Weg des Reformprozesses. "Dieser muss von den Erfordernissen der Gemeinden ausgehen, nicht von der Zahl der zur Verfügung stehenden Priester".

Inzwischen wurde durch Nachmeldungen die Grenze von 3.000 Petitionen überschritten; obwohl in vielen Pfarrgemeinden eine Auslage verboten worden

Lob für die Petition kam auch von **Wolfgang Klose**, Vorsitzender des Diözesanrates der Katholiken im Erzbistum Berlin, dem obersten Laiengremium: „Ich finde es gut, wenn sich in den Gemeinden Gedanken gemacht wird, was Leute sagen. Wie können wir gemeinsam etwas verändern? Und so lange Leute noch Kritik üben, ist ihnen sehr wichtig, dass es in der Kirche weiter geht. Und das ist ein Mut machendes Zeichen.“

Im rbb-Kirchenfunk-Beitrag „Babylon“ (27.10.2013, 8:24 Uhr, von Matthias Bertsch) formulierte **Pfarrer Dr. Michael Höhle** seine Sorgen so: „Der Bischof schneidet die Zahl der Gemeinden entsprechend einer für die Zukunft prognostizierten Priesterzahl zurecht. Und das geht nicht. Er müsste entweder auf breitere Zulassungsbedingungen zum priesterlichen Amt hinarbeiten oder aber den Laien zutrauen, dass sie selbst ohne eigenen Priester Gemeinde bleiben können. Und das können die. Einfach den Laien ihre Kräfte zutrauen.“

Katharina Jany vom Pfarrgemeinderat „Heilige Familie“ brachte ihre Enttäuschung vom Kardinal und ihre Ernüchterung auf den Punkt: „Diese Vorgaben, die wir jetzt bekommen haben, die lassen sehr wenig Gestaltungsspielraum. Und man gewinnt den Eindruck, der Kardinal hat sich da eher von Wirtschaftsleuten beraten lassen als von seinen eigenen Mitarbeitern, die ja wirklich die Seelsorge leisten mit all ihren Kräften und versuchen, die Gemeinden lebendig zu halten. Und das finde ich eigentlich sehr schade.“

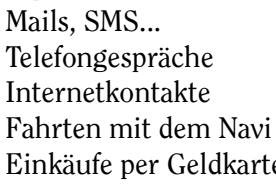
In einem Anschreiben skizzierte die Initiativgruppe, welche **Folgen durch den Prozess** „Wo Glauben Raum gewinnt“ drohen: „Nach unserer Erfahrung und Einschätzung ergeben sich aus der Fusion von 106 zu ca. 30 Pfarreien folgende schwerwiegende Konsequenzen:

- Die jetzigen Pfarreien verlieren ihren rechtlichen Status und ihre Autonomie. Sie werden keine eigenen Kirchenvorstände und Pfarrgemeinderäte mehr haben. Es wird ab 2020 nur noch einen Kirchenvorstand und einen Pfarrgemeinderat für die Großpfarrei geben.
- Auch verlieren die jetzigen Pfarreien die Hoheit über ihr Immobilien- und Finanz-vermögen; es geht in das Vermögen der künftigen Großpfarrei ein.
- Veranstaltungen in den jeweiligen Gemeinden der künftigen Großpfarrei müssen durch die Leitung der Großpfarrei genehmigt werden.
- Es ist mit Entlassungen beim sogenannten technischen Personal in den Gemeinden zu rechnen, soweit sie überhaupt noch über welches verfügen.
- Da die Priesterzahlen auch in Zukunft dramatisch zurückgehen werden, werden Sonntagsmessen – von Wochentagsmessen ganz zu schweigen – in absehbarer Zeit entsprechend reduziert werden.

Walter Plümpe

Blick über den Tellerrand – II. Gesellschaft – Wie steht es um unser Menschenbild?

Was digitale Technik heute kann:
Menschen durch biometrische Daten aus Millionen von anderen herausfinden:
- Gesichter erkennen
- Iris Erkennung



- Stimmen erkennen
- den Schreibstil analysieren und kopieren
- bei Mitnahme eines Handys den Aufenthalt bestimmen
- Gedanken lesen

Analysiert wird
Mimik und Gestik – z.B. um das der Person selbst noch unbewusste innere Ergehen zu ermitteln. Schriftstücke und Datenprofile werden nach Widersprüchen durchsucht. So meint man ihre wahren Absichten aufzudecken.

„Ein Stirnband, das unsere Gehirnströme misst.... Es gibt Auskunft darüber, wie lange wir schlafen, was wir träumen, welche körperliche Aktivität wir über den Tag ausüben. Wer den Haarreif nicht schätzt, kann das Gerät auch als Armband oder Uhr erstehen."
R. M. Koidl, S. 27

Gespeichert werden:
- Mails, SMS...
- Telefongespräche
- Internetkontakte
- Fahrten mit dem Navi
- Einkäufe per Geldkarte

Gefilmt und ausgewertet wird unser Kaufverhalten: welche Ware nehme ich in die Hand, welche wähle ich aus....

„Wenn der Mensch ist, was er tut, dann gilt auch umgekehrt: Man weiß, was er ist, wenn man beobachtet, was er tut. Weiß man genug, weiß man was ein Mensch tun wird, auch wenn er es selbst noch gar nicht weiß."
F. Schirrmacher: Ego..., S. 258

Daten und Informationen aller Art werden als das Gold der Gegenwart angesehen. Sie sind im Überfluss vorhanden, wenn man sie nicht löscht und mit Suchmaschinen auswertet.

Cisco-Studie: Mobiler Datenverkehr wächst bis 2018 weltweit um das 11-Fache
05.02.2014: „Das Wachstum des mobilen Datenverkehrs liegt teilweise an einer weiterhin starken Zunahme der Anzahl mobiler Internet-Verbindungen, etwa durch persönliche Geräte und Maschine-zu-Maschine (M2M)-Verknüpfungen. Im Zuge des Trends zum Internet of Everything wird der M2M-Datenverkehr in Deutschland um das 36-Fache steigen und 2018 etwa 10 Prozent des gesamten mobilen Datenverkehrs ausmachen."
http://www.easyir.com/easyir/DE/de/all/press-release/Cisco-Studie-Mobiler-Datenverkehr-wachst-bis-2018-weltweit-um-das-11-Fache--1087573.html- Zugriff am 22.02.2014

Ein Aufschrei: Der Kunstprofessor, der Journalist und der Unternehmer warnen

Pierangelo Maset (Jg. 1954, geb. in Kassel, Professor für Kunst und ihre Vermittlung an der Universität Lüneburg) schrieb das „**Wörterbuch des technokratischen Unmenschen" (**Radius-Verlag Stuttgart, 2013).

72 Wörter wie alternativlos ...Benchmarking... Marke … Cloud... Corporate Design... Feedback... Inspiration... Kompetenz... Kreativität... Leitbild... Partizipation... Potentiale... Projekt Transparenz bis hin zu Vertrauen und Vision weist der Autor als zu einem System gehörend aus. Unmenschlich nennt er es, und man spürt, dass er erlebt hat, wovon er spricht. Es sind Wörter, die auch im Zusammenhang mit dem Reformprozess in unserer Kirche immer wieder auftauchen, oft auch englische Begriffe, die zu Fachbegriffen geworden sind. Man muss sie kennen, will man heute noch mitreden können. Dazwischen begegnen uns Wörter, dies einen guten Klang haben, wie Vertrauen, Kreativität und Bildung.Dass sie eingebunden sind in ein Denksystem, das unmenschlich ist, mahnt zur Vorsicht.

Frank Schirrmacher (Jg. 1959, geb. in Wiesbaden, wohnhaft in Frankfurt/M. und Potsdam, Mitherausgeber der Frankfurter Allgemeinen Zeitung) beschreibt in **„Ego – das Spiel des Lebens"** (Karl Blessing Verlag München, 2013) die Hintergründen unseres heute immer mehr herrschenden Menschenbildes.
Die Grundlagen für die Spieltheorie wurden seit 1928 von dem Mathematiker John von Neumann entwickelt. Seit den 70er Jahren wird diese Theorie in den verschiedensten Wissenschaften insbesondere in der Wirtschaftswissenschaft genutzt und hat unser Bild vom Menschen und unsere Sprache inzwischen geprägt. „Global Player" - weltweit wird gespielt, d.h. wird gehandelt, als wäre das Leben ein Spiel. Mit Tricks, Täuschungen und Betrugsmanövern. Alles ist erlaubt. Doch nicht um die Freude am Sieg geht es, sondern ums Geld. Darum muss das Spiel ständig optimiert werden. Auch der Spieler muss sich weiter entwickeln, an sich arbeiten und lernen, sonst verliert er die nächste Runde. Diese Theorie war schon ernst und nicht Spiel, als sie den Amerikanern für ihr Atomprogramm diente, um dem Erstschlag der Sowjets zuvorkommen zu können. Nun wird mit ihr unser aller Leben zunehmend in ein tot-ernstes Spiel gewandelt und vertreibt die Freude am Leben.

„Vielleicht ist es ganz einfach: einfach nicht mitspielen.
Es ist eine Entscheidung, die nur der Einzelne treffen kann – und die Politik"
F. Schirrmacher, S. 287

Roman Maria Koidl (Jg. 1967, österreichischer Unternehmer, wohnhaft in Zürich) warnt in **„Web Attac. Der Staat als Stalker"** (Goldmann Verlag München, 2013).

„Warum dieses Buch?
Ich habe Angst. Der Staat schaut uns ins Gehirn, Vielleicht denken Sie jetzt: 'Mir egal, ich habe nichts zu verbergen.' Doch nicht das gespeicherte Gestern ist das Problem, sondern die Möglichkeit, aus den Informationen der Vergangenheit Ihr ganz persönliches Verhalten in der Zukunft vorherzusagen...."Big Data' nennt man diese gigantische Massenspeicherungen." (R. M. Koidl; S. 11)

Fünf Thesen stellt Koidl seinem Buch voran und erläutert sie

1. „Wir befinden uns auf dem Weg in die moderne Sklaverei"
2. „Auf uns kommt Cyperkriminalität ungeahnter Dimension zu"
3. „Das Internet wird die nationale Rechtsstaatlichkeit beenden – unser Grundgesetz wird faktisch ausgehebelt"
4. „Die totale Überwachung – Wir müssen uns jetzt wehren"
5. „Diktatur wird privatisiert" (R. M. Koidl, S. 17-22)

Der Autor beschreibt u.a. , wie mittels von RFID-Chips nicht nur unsere Ausweise und Reisepässe mit Mini-Sendern ausgestattet sind, sondern viele andere Gegenstände auch, nicht selten ohne unser Wissen, zumal ohne die Kenntnis davon, welche Daten sie wohin senden. Diese Sender von Daten sind so klein, biegsam und waschbar, dass sie vom Laien nicht zu entdecken sind. Koidl verweist auf Cisco, den Weltmarktführer im Bereich der Netzwerktechnologie. Auf dessen Webseite wird dies alles bestätigt.
M2M – „Maschine to (zu) Maschine" heißt das, worum es jetzt zunehmend geht.

DDR-Bürgerrechtler gegen NSA: „Halten wir die Demokratie am Leben"

„Wir haben viele Jahre in einer Diktatur gelebt und waren auf verschiedene Weise daran beteiligt, uns aus dieser Diktatur zu befreien. Wir empfanden als übelste Frucht der Diktatur den Geheimdienst, der mit Bespitzelung, Telefonüberwachung, Postkontrolle, Zersetzung und mit der Schaffung einer chronischen Atmosphäre der Angst als „Schild und Schwert der Partei" für die Aufrechterhaltung der Diktatur gearbeitet hat. Es war ein Fest, die Überwachungskameras, die Wanzen und die Abhörtechnik der Stasi zu demontieren.

Was wir durch Edward Snowden heute über die technischen Möglichkeiten und den Umfang der Überwachung durch die NSA, über deren Zusammenarbeit mit dem BND und anderen europäischen Geheimdiensten wissen, zeugt von einer völlig neuen Qualität globaler Kontrolle. Wir sind entsetzt, wie weitgehend sich die führenden Politiker unseres Landes mit dem Verlust wesentlicher bürgerlicher Grundrechte der gesamten Bevölkerung abgefunden haben.

Wir appellieren an die mündigen Bürger unseres Landes – egal, ob sie in der DDR oder in der BRD aufgewachsen sind: Lasst es nicht zu, dass unter dem Banner der Demokratie und unter dem Vorwand der Terrorismusbekämpfung international verknüpfte Geheimdienste Waffen auf die Bürger richten, mit denen im Handumdrehen aus der Demokratie eine Diktatur gemacht werden kann. Machen wir den Mund auf, gehen wir gegen unsere eigene Resignation und die Servilität in der Politik an – wir haben erlebt, dass man eine Diktatur beenden kann, dann werden wir doch eine Demokratie am Leben erhalten können.
Fühlen Sie sich angesprochen? Unterschreiben Sie auch, mit einer Mail an:
protest_nsa@taz.de.
Von uns allen hängt ab, ob wir die Demokratie zur Farce werden lassen. Wir sind das Volk."
unterschrieben von Sebastian und Christine Pflugbeil, Friedrich Schorlemmer u.a.

Abdruck mit mit freundlicher Genehmigung der taz - die tageszeitung

(TAZ v. 05.12.2013)

Kirche auf dem Weg: Der Reformprozess – eine Konzernbildung?

Ungereimtheiten auf der EKD-Synode vom 7. - 13. November 2013 in Düsseldorf

Sparen für die Pfarrpensionen
von Christoph Fleischmann

Im Windschatten der Reformdiskussion über „Kirche der Freiheit“ hat die Kirchenkonferenz, also der Zusammenschluss aller Landeskirchenleitungen, einen „Erweiterten Solidarpakt“ beschlossen. Darin gehe es um die Vereinbarung finanzieller „Mindeststandards“ bezüglich Personalkosten, Liquidität, Rücklagen und Verschuldung, informierte der damalige EKD-Ratsvorsitzende, Bischof W. Huber, die EKD-Synode im Jahr 2006 – freilich nur im schriftlichen Teil seines Ratsberichtes, also relativ unbemerkt.

Dabei haben diese Standards erhebliche Auswirkungen auf die Haushaltspolitik der Landeskirchen. Um die Regeln dieses Paktes einzuhalten, müssen die Landeskirchen Kerndaten ihrer finanziellen Situation an die EKD liefern, die die Einhaltung des Paktes überwacht. Ziel des Paktes ist es nicht – wie der Name nahezulegen scheint – mit den finanzschwächeren Gliedkirchen solidarisch zu sein, sondern die Landeskirchen finanziell zu disziplinieren, damit keine Solidarität je notwendig wird.

In diesem Pakt haben sich die Landeskirchen unter anderem darauf verpflichtet, nur zehn Prozent der Haushaltsmittel eines Jahres für die Bezüge der aktuellen Ruhestandsgeistlichen auszugeben. Wenn diese zehn Prozent Haushaltsmittel nicht reichen für alle Pensionsansprüche, muss man vorher Geld angespart haben. Es gilt daher, dass die Landeskirchen einen Kapitalstock aufbauen oder erhalten sollen, der mindestens siebzig Prozent der kommenden Pensionsansprüche abdeckt.

Das heißt, man muss Geld auf den Finanzmärkten anlegen, die sich in den letzten Jahren nicht als übertrieben renditestark erwiesen haben. Und: Viele Landeskirchen legen erkleckliche Summen im Jahr als „Versorgungssicherung“ zurück, um einen entsprechenden Kapitalstock aufzubauen oder zu erhalten. Dafür muss anderswo gespart werden. Das wird den Synodalen der Landeskirchen meist als finanzielle Notwendigkeit verkauft, nicht als Ergebnis einer Entscheidung von Kirchenleitungen im relativ stillen Konferenzraum.

Mehr zum Thema: www.christoph-fleischmann.de

Impressum: V.i.S.d.P.:
Dr. Katharina Dang
Schleusinger Straße 12,
12687 Berlin
Tel.: 030-9310145
Mail: pastorin @katharina-dang.de,
www.katharina-dang.de
Herausgeber:
Gemeindebund in der EKBO
Theodor-Heuss-Platz 4,14052 Berlin
www.gemeindebund-online.de
mail: vorstand@gemeindebund-online.de
Auflage: 10.000
Druck:Nordost-Druck GmbH Co KG, Neubrandenburg
Wir danken allen Spendern, die uns diese Ausgabe ermöglicht haben.

Auszüge aus der Pressekonferenz vom 12. November 2013 auf der EKD-Herbstsynode in Stuttgart

Dr. Günter Beckstein, nach seiner gescheiterten Kandidatur zum Präses der EKD-Synode:
„Wir haben den Anspruch gute Haushalter Gottes auf Erden zu sein, gerade weil auch erhebliche Finanzmittel uns anvertraut sind, die wir auch dringend brauchen für die vielfältigen Aufgaben, die die Kirche in unserer Gesellschaft hat. Man kann es nicht oft genug sagen, der Schwerpunkt der kirchlichen Arbeit liegt vor Ort. Kirchengemeinden wenden sich in den Dörfern und Städten unmittelbar den Menschen zu mit Verkündigung, Seelsorge, mit Beratung, mit Kultur- und Bildungsveranstaltungen, in der diakonischen Arbeit für Menschen, ohne Ansehen der Person, Herkunft oder Religion. Für diesen Dienst werden von den über 15.000 eigenständigen kirchlichen Trägern jedes Jahr rund zehn Milliarden Euro ausgegeben.
Und dieses Stichwort **15.000 eigenständige Träger bedeutet auch, dass es nicht eine Art Konzernbilanz gibt und auch geben kann**, denn zum Beispiel die Kirchengemeinde, aus der ich komme, Paul-Gerhardt-Gemeinde in Nürnberg, wird ja nicht etwa vernetzt, weder mit der Landeskirche oder mit erst recht der EKD, sondern es sind selbständige, eigenständige kirchliche Träger, so dass das als **Konzernbildung nicht möglich** ist **und** abgesehen davon **auch nicht sinnvoll** ist. Dass die evangelische Kirche ihr Geld verantwortungsvoll einsetzt, ist meine Überzeugung und zwar sowohl wenn wir vergleichbare andere Kirchen ansehen, als auch wenn wir den Staat ansehen. Die für unseren Haushalt der EKD zugrunde liegenden haushaltsrechtlichen Vorschriften sind mit den Vorschriften der Kommunen und Länder vergleichbar. Seitdem wir die Doppik haben mit den Haushalten der Kommunen eher als mit den Ländern, denn die Länder sind ja noch in der Kameralistik. Aber die Grundvorschriften, die Grundüberlegungen sind trotzdem ganz ähnlich. Die gewählten Leitungsgremien beschließen die öffentlichen Haushalte der Kirchengemeinden, Kirchenkreise und Landeskirchen. Und nur im Rahmen dieser Beschlüsse dürfen die Gelder dann schlichtweg auch eingesetzt werden. Für die Details haben wir die Sachverständigen, die hier sitzen, und deshalb darf ich zunächst das Ratsmitglied Vizepräsidenten Klaus Winterhoff bitten, den Haushalt hier vorzustellen.“

Vizepräsident der EKD Klaus Winterhoff: „Ich knüpfe, Herr Dr. Beckstein, an einer Äußerung von Ihnen an: Vergleichbarkeit mit anderen öffentlichen Kassen / keine Vergleichbarkeit bei dem Umstieg auf die Doppik mit den Ländern. Sagt mal, das würde ich gerne vergleichen. Öffentlich ist ja beispielsweise eine Bilanz, die Bilanz des Bundeslandes Hessen, kein armes Bundesland, aber angesichts der Verpflichtungen für die Versorgung steht dort das Eigenkapital auf der verkehrten Seite. So, also damit bin ich bei einer Herausforderung , die wir alle haben,..“
Dr. G. Beckstein: „Wenn ich eine Bemerkung dazwischen machen darf, deswegen haben wir in den Ländern uns auch ganz bewusst nicht für die Doppik entschieden, weil das Bild etwas falsch ist, dann.“
Vizepräsident K. Winterhoff: „Ob das Bild dann falsch ist oder ob das Bild dann zutreffend ist, jedenfalls können Sie sich im nächsten Jahr bei der EKD dann ganz genau darüber informieren, wenn wir im nächsten Jahr eine Eröffnungsbilanz auf den Tisch legen. Das wird auch im nächsten Jahr noch nicht alles abschließend gelungen sein, aber jedenfalls sieht man dann, was für Verpflichtungen wir auch in Zukunft haben, was ja einem kameralistischen Haushalt nicht zu entnehmen war, da er ja nur Einnahmen und Ausgaben enthält.
Vielleicht ein Wort zur gesamten Ausgangslage. ...**Wir hatten im letzten Jahr das höchste nominale Kirchensteueraufkommen in der EKD,** aber ich lege wert darauf / auf die Feststellung das das nominale Kirchsteueraufkommen nun überhaupt nichts sagt, wenn man auf der anderen Seite nicht den Kaufkraftverlust entgegen setzt. Seit 1994 Kirchsteueraufkommen 9 % Zunahme, Kaufkraftverlust in der gleichen Zeit 30 %. Von meiner eigenen Landeskirche kann ich sagen, wir können uns seit den neunziger Jahren real über ein Drittel weniger leisten. Und von daher ist die Redeweise vom Reichtum der Kirche, aus meiner Sicht, doch sehr zu hinterfragen. Ich habe das weiter ausgeführt in der Haushaltsrede. Wir haben, das ist meine Prognose jetzt mittelfristig, zur Zeit eine relativ stabile, leicht positive Seitwärtsbewegung auch noch in den nächsten Jahren bei der Kirchensteuer zu erwarten. Das heißt für die Struktur der Kirche: Wir haben eine Atempause, das Notwendig zu tun und ich hoffe, dass diese Atempause möglichst lange anhält, dass wir in keinen hektischen Aktionismus verfallen.
Wir müssen feststellen: Die Gemeindegliederzahl sinkt weiter kontinuierlich und zugleich steigt aufgrund des Wirtschaftswachstums die Kirchensteuer: Das heißt der Verlust an Gemeindegliedern wird überkompensiert durch die wirtschaftliche Entwicklung. Und das wird nicht so bleiben. Wir sehen nur nicht den Zeitpunkt, wann die Gegenbewegung eintritt, deswegen heute Vorsorge und das aller Wichtigste aus meiner eigenen Verpflichtung als Finanzreferent in der westfälischen Kirche heißt: Wir müssen vorsorgen für insbesondere die Versorgungsverpflichtungen. Das wird den Gliedkirchen – die EKD ist weniger beteiligt – das wird die Gliedkirchen in den nächsten Jahren noch deutlicher herausfordern.
Denn sie müssen sehen, **wenn sie heute eine Person einstellen, als Pfarrerin, als Pfarrer mit 30 Jahren übernehmen, dann haben Sie noch 60 Jahre Versorgungsverpflichtungen für die Hinterbliebenen.** Und was in 60 Jahren ist, das kann man zwar versicherungsmathematisch alles ausrechnen unter verschiedenen Szenarien, aber dann muss die Kirchensteuer aber in 60 Jahren immer noch sprießen und fließen. Das ist die Herausforderung. Deshalb lautet mein Stichwort immer: Derzeit Vorsorge treffen und nicht alles in konsumtive Ausgaben stecken. Die schwierigen Jahre kommen noch. Sie liegen vor uns. Aber heute erst mal Dankbarkeit für das, was wir haben. Der Haushalt als solcher ist unspektakulär. Er beruht auf der mittelfristigen Finanzplanung. Diese wird umgesetzt. Und es ist ein Haushalt der Kontinuität, der eigentlich nichts Besonderes enthält mit Ausnahme der einen oder anderen neuen Akzentuierung, die von der Synode dem Rat mitgegeben ist.“.

http://www.ekd.de/podcast/synode2013/20131112_pk_beckstein_winterhoff_haushalt.mp3

Anders als hier in der Pressekonferenz widersprechen in der Haushaltsrede Winterhoffs Äußerungen nicht.denen von Beckstein. Winterhoff führte dort u.a. aus:

„Wie wird das Geld nun eingesetzt?
Für die EKD und die Gliedkirchen versuchen wir einen kleinen Überblick in der Broschüre „gezählt“ zu geben. Der Überblick ist nicht vollkommen: Da die (noch) zumeist kameralen Haushalte Vermögen und Verpflichtungen nicht erfassen können, ist eine Aussage über das gesamte wirtschaftliche Potenzial oder die wirtschaftlichen Schwächen auch noch nicht möglich. Im Übrigen ist darauf hinzuweisen, dass dies angesichts der Verfasstheit der EKD und der Gliedkirchen auch in Zukunft nicht komplett möglich sein wird. **Schließlich ist die EKD mit ihren 20 Gliedkirchen und 15.000 Kirchengemeinden keine Konzernholding die eine konsolidierte Bilanz vorlegen könnte.** Soviel aber wissen wir: **Die Verpflichtung für die Unterhaltung der kirchlichen Gebäude erreichen jährlich die Summe von fast eine Milliarde Euro**. Und die Rückstellungen für unsere Versorgungsverpflichtungen - von den Beihilfeverpflichtungen nicht zu reden - sind nach versicherungsmathematischen Grundsätzen aufs Ganze gesehen noch lange nicht ausreichend dotiert, obgleich hier schon sehr viel getan wird. Beispielsweise wenden etwa die Evangelische Kirche im Rheinland, die Evangelische Kirche von Westfalen und die Lippische Landeskirche, deren Absicherung der Versorgungslasten beklagenswert gering ist, für ihre Sicherstellung jährlich 22 % des Kirchensteueraufkommens auf... Finanzpolitik ist Verantwortung für heute und für morgen. Dieser Verantwortung haben wir uns auf allen Ebenen zu stellen.

Verantwortung tragen die Gliedkirchen der EKD auch füreinander... Der zwischen ihnen nun seit über zwei Jahrzehnten praktizierte Finanzausgleich zeigt dies in besonderer Weise. Er ist zugleich Ausdruck starker Solidarität. **Mit 144 Millionen Euro - die nicht über diesen [EKD] Haushalt abgewickelt werden - aber wegen ihrer hohen Bedeutung keinesfalls unerwähnt bleiben dürfen, gelingt es, stabile Voraussetzungen für kirchliches Handeln in allen Regionen unseres Landes zu schaffen.** Damit wird eindrucksvoll realisiert, was die Grundordnung der EKD (Artikel 6 Absatz 1) so beschreibt:

'Die Evangelische Kirche in Deutschland bemüht sich um die Festigung und Vertiefung der Gemeinschaft unter den Gliedkirchen, hilft ihnen bei der Erfüllung ihres Dienstes und fördert den Austausch ihrer Kräfte und Mittel.' Dafür möchte ich namens des Rates an dieser Stelle ganz besonders danken!“ (S. 3)

(http://www.ekd.de/download/s13_vi_1_einbringung_haushalt_winterhoff.pdf- Zugriff am 26.02.2014)